

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende u. lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Ein Wunder aus der alten Zeit.



Es war doch eine schöne Zeit, die alte Zeit, da die Mönche ausflogen wie die Bienen, im Lande umher schwärmten und sammelten; denn wie Bienen von Blume zu Blume, so flogen die Mönche von Bauer zu Bauer, und wie die Bienen ihre Krüssel in die Blumenkelche, so steckten die Mönche die ihrigen in die Speisekammer, und wie die Bienen Wachs und Honig, so schleppte die Mönche Schinken und Speckseiten in ihre Zellen, und brauchten nicht zu arbeiten, sondern nur zu betteln, und wurden dick und fett dabei. Sie nannten's aber nicht betteln, sondern terminieren, das ist lateinisch und lautet anständiger, und die Bauern waren dazumal noch so dumm, wie ein pflügender Mönch sich's nur wünschen konnte.

Zwei Kapuziner hatten aber eines Tages doch ein schlechtes Geschäft gemacht; denn ihr Kloster war schon zwei Stunden im Umkreise abgeweidet, und bei der grausamen Hitze eines Julitages konnten sie's nicht wagen, weiter zu schwärmen, sie hätten riskirt, daß ihre Schmeerbüchse ge-



Der Mönch setzte sich aufrecht und starrte das selbstsüchtige Wunder an.

schmolzen wären wie Butter an der Sonne. So war es bereits Abend geworden, sie waren auf dem Rückwege begriffen, schon erblickten sie in der Ferne die Thürme ihres Klosters, die sich schlank und scharf an dem Abendhimmel abzeichneten, und noch waren ihre Taschen leer. So etwas war dem Bruder Ambros noch nicht passiert, und wie im Zorne ließ er seinen Rosenkranz durch die Finger laufen, und murmelte den Abendsegen, denn die Klostersglocken riefen zum Gebet, und den Abendsegen — den hatte er noch nie versäumt. — So kommen sie an einen großen, an einsamer Waldede gelegenen Kleeacker, der einem ihrer treuesten Schafe gehört, dem Kloster-Michel, dem dummsten Bauer in der Gemeinde. Der Michel, von der Sonnenhitze und der Arbeit ermüdet, liegt auf dem Rücken unter einem Nussbaum, speert das Maul

auf und schnarcht wie die Klosterssägemühle, und die Sonne scheint ihm in das offene Maul hinein, als wäre sie neugierig zu sehen, wie so ein Klosterbauer auch inwendig aussehe. Neben dem Bauer aber steht, im Pluge eingespauert, ein schöner, fetter Ochse, mit rundem Bauch und glänzender Stirne und läßt sich den saftigen Klee schmecken, und was die Physiognomie der Beiden betrifft, so fiel der Vergleich entschieden zu Gunsten des Ochsen aus. Dieser Ansicht schien auch der Bruder Ambros zu sein, denn er blieb vor dem Thiere bewundernd stehen und sagte: „Bruder Gervas, welch' ein schöner Ochse!“

„Und der Esel schläft,“ sagte der Bruder Gervas. Die Beiden schauten sich an und zwinkerten mit den Augen; sie hatten sich verstanden. „Ist das nicht wie ein Wink vom Himmel?“ sagte hierauf Bruder Ambros.

„Na, der Esel?“
„Nein, der Ochse!“
Also spannten sie den Ochsen aus, der Vater Ambros schlüpfte in das Geschirr, warf sich das Kummel über den Nacken — es paßte ihm, als ob's ihm angemessen worden wäre — und der Vater Gervas trieb, seinen Rosenkranz

betend, den eigentlichen Ochsen dem Kloster zu. — Die

Sonne sank immer tiefer, dem Vater Ambros fing an, die Situation etwas unbehaglich zu werden, denn der Bauer schnarchte immer noch. Der Vater schüttelte sich in dem Ohrenschnarch, daß es ksterte, aber der Bauer rührte sich nicht. Jetzt ging dem Vater die Geduld aus, und er schickte ein dreimaliges lautes „Muh!“ der sinkenden Sonne entgegen. Der Bauer erwachte. Dieses „Muh“ seines lieben „Hans“ schien ihm selbst im Schlaf etwas sonderbar, diesem „Muh“ nach hatte sein Hans offenbar mutirt. Der Michel setzte sich aufrecht, rieb sich die Augen und starrte das leibhaftige Wunder an. Vor Erstaunen vergaß er das Maul zuzumachen. Der Vater aber betet laut und eifrig und dankt der Madonna für das große Wunder, das sie an ihm gethan. Er sei arger Sünden wegen in einen Döhsen verwandelt gewesen, und nur weil er einem so frommen und gläubigen Manne gebent habe, sei er durch die Gnade der Madonna erlöst und in seine Menschengestalt zurück geführt worden.

Der arme Michel fragte sich bedenklich in den Haaren, ein solcher Lohn für seine Frömmigkeit kam ihm doch etwas sonderbar vor; aber weil er ein gläubiger Mann war — und ein Gläubiger muß ja noch ganz andere Dinge glauben — und der Vater in dem Döhsentummet stand ja leibhaftig vor ihm, — nein es wäre eine Tod-sünde gewesen, zu zweifeln, es war offenbar, der fromme Vater ist ein Döhs gewesen. Der Michel neigte sein Haupt, ließ sich von seinem ehemaligen Döhsen segnen und trug seufzend das leere Gesicht nach Hause.

Nach 4 Wochen geht der Michel nach dem nächsten Städtchen auf den Viehmarkt, sich einen neuen Döhsen zu kaufen. Es sind viele Döhsen da, eine reiche Auswahl, und er geht durch die Reihen und handelt und feilscht und prüft und betrachtet, — nicht, daß er wieder mit einem verzauberten angefschmiert werde — da — er traut seinen Augen kaum, da steht leibhaftig sein alter Hans. Es ist kein Zweifel, er kennt ihn an dem weißen Fleck auf der Stirne und dem einen Horn ist die Spitze abgebrochen. Und wie der Hans seinen alten Herrn erblickt, da begrüßt er ihn mit einem „fröhlichen“ „Muh“, mit dem alten gewohnten „M u h“, und kein so mutirtes.

Der Michel betruzt sich, schleicht ängstlich, schaut sich um, ob es Niemand höre, bückt sich zum Ohr des Döhsen, hält die Hand vor und sagt leise:

Aber, Hochwürden! Sie müssen wieder arg gesündigt haben!

Die größte Trauer für das gläubige Herz des Michel aber war es, daß der hochwürdige Herr von dem Juden Jsaak erstanden wurde. Jetzt hatte die Erlösung ein Ende.



Untrüglisches Mittel.

Alle Welt macht in untrüglischen Geheimmitteln, warum sollte es der Hintende nicht auch versuchen? Da verkauft Eine der schon auf 10 Schritte aus dem Mause riecht, Anatherin-Mundwasser à 1 Thlr. per Flasche gegen übelriechenden Athem; ein trüfäugiger Bursche gibt dir ein Fläschchen Dr. med. Karl Hofmann's erprobtes Augenheilwasser, auf dessen Etiquette ein Auge abgebildet ist, das dich ganz erstaunt anstiert, daß du solch ein Esel bist und 1 Thlr. bezahlst für Etwas, das nur 2 Groschen und sonst nichts werth ist;

ein Kerl, der den Kniefsnapper hat, empfiehlt seinen untrüglischen Nerven-Extrakt von Dr. Behr; für schweres Geld kauftst du Wanzentod und Fliegenpulver, von welchem die Wanzen fett und die Fliegen noch lebhafter werden; ein armer Teufel, dem die Gicht die Glieder trumm gezogen hat, preist seine Gichtwaite von Dr. Pattison an, und ein glasköpfiger Schlingel sein Eau d'lob; und ein Bursche, der so taub ist, daß er es nicht einmal hört, wenn man ihn einen Betrüger nennt, schwindelt dir für 5 Thaler ein Fläschchen Gehöröl auf, das ihn selber keine 10 Groschen kostet.

Mit solchem Schwindel haben natürlich dem Hintenden seine Geheimmittel nichts zu schaffen, und wenn er eines empfiehlt, so darfst du dich darauf verlassen.

Heute gibt er nun eines zum besten gegen das Zahnweh, da ist aber die Bergmann'sche Gichtwaite ein Pfifferling dagegen. Also:

„Wenn dich das Zahnweh plagt, so nehme ein Stückchen Butter und lege es auf die Zunge, so wird es alsbald vergehen. Probatum est!“

Uneigennützigkeit.



Bombenelement! Was schell denn der Bursch da unten schon eine geschlagene halbe Stunde lang? —

Herr Jäsus, lieb's Herrle, i kann jo lese; do stoß's, daß mer möcht' läute, un mei Mutterle sagt alsfort, me soll de Leute au schön g'fällig sein!

Eine neue Steuer.

Der Finanzminister eines kleinen Staates war in Ver-zweiflung, er sollte dem Volke eine neue Steuer auferlegen und wußte keine mehr. „Meine Herren, rathen Sie mir,“ sagte er zu seinen Räthen, „die Leute zahlen schon Ohmgeld, Schäkungsgeld und Fensfengeld! Welches Geld können sie noch geben?“

Aber da war guter Rath theuer; die Räthe wußten nichts. Ich weiß noch eine Steuer, Erzellenz! sagte der Kanzlei-diener.

„Rux?“
„Wir geben Fersfengeld!“

Charakter-Bilder vom Kriegsschauplatz.

In seinen letzten zwei Kalendern, im 71er und 72er hat der Hinkende vollauf zu thun gehabt, die großen Thaten unserer braven Soldaten und ihrer heldenmüthigen Führer zu schildern, und hat den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie gewichene Bursche sind. Die Geschichtensreiber und die Geschichtschreiber werden noch Jahrhunderte lang Futter haben für ihre Federn; die Deutschen, um den Ruhm der deutschen Waffen zu befestigen, die Franzosen, um der Welt den klaren Beweis zu liefern, daß sie trotz einiger kleinen Schlapen, die sie erlitten, doch als die große, herrliche Nation aus dem Kampfe hervorgegangen sind.

In seinem heurigen Kalender will der Hinkende nichts mehr von Blut und Kampf, er hat genug für sein Lebtag, und nur eine kleine Nachlese will er noch halten, und dem geneigten Leser aus seiner Kriegs-Mappe eine Reihe Bilder vorführen, die zwar auch zum Kriege gehören, aber mit dem eigentlichen Kampfe nichts zu schaffen haben. Die Bilder sprechen eigentlich für sich selber, und wenn der Mendelssohn-Baltholby wieder ohne Worte gemacht hat, warum soll der Hinkende nicht auch Bilder ohne Worte machen können? Nun, ganz ohne Worte soll's diesmal aber doch nicht abgehen, aber kurz; um „kurz und gut“ zu sagen, dazu ist der Hinkende zu bescheiden.

ausgezeichnet worden sind; manch Anderer trägt's am schwarzen Bande, der nicht so viel hat knallen hören, wie diese. Und beim Hören ist's auch nicht immer geblieben, und nicht wenige von diesen tapfern Samaritern haben ihren Heldemuth mit dem Leben bezahlt. — Wenn der Hinkende einem von denen begegnet, so zieht er den Hut ab. —

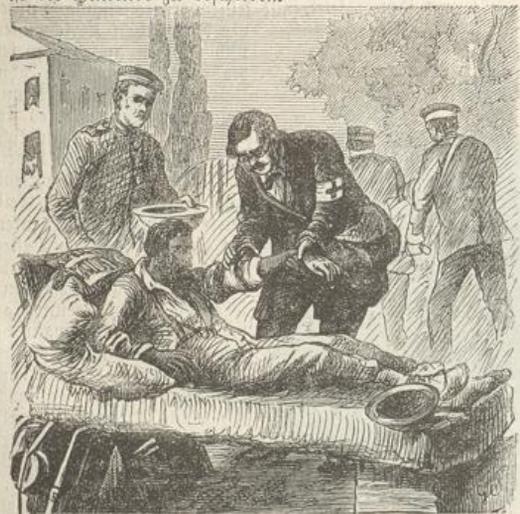
Freilich, das rothe Kreuz am Arme allein macht's nicht aus, und man hat auch solche Nothbekreuzte fern



Die freiwilligen Krankenträger.

von den Schlachtfeldern in den Bahnhofrestaurationen und andern geselligen Orten bummeln sehen, und ihre Nasen waren röther noch als ihre Kreuze, auch vom Knallen, aber vom Knallen der Champagner-Stöpsel, die sie zu Ehren der deutschen Heldenthaten springen ließen.

Aro. 2. Freiwillige Aerzte. Diese kommen nach der Schätzung des Hinkenden gleich nach den freiwilligen Krankenträgern. Das sind keine angestellten, uniformirten Militärärzte, die zu ihren Dienstleistungen auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern verpflichtet sind, diese treibt nicht die Pflicht, sondern allein die Menschenliebe oder — die Wissenschaft, die Sehnsucht nach „interessanten Fällen“. Nun, am Ende kommt es auf Gines nach „interessanten Fällen“ werden auch die uninteressanten mitgenommen, und wenn es dem Arzte auf dem Bilde vielleicht auch im Interesse der Wissenschaft lieber wäre der arme Soldat auf der Matratze hätte einen Schuß



Freiwillige Aerzte.



Die barmherzigen Schwestern.

durch die Nieren, anstatt durch den Arm, so verbindet er den verwundeten Arm doch mit gleicher Sorgfalt, obgleich es kein interessanter Fall ist. Dem Soldaten übrigens ist der Fall interessant genug. —

Aro. 3. Die barmherzigen Schwestern. Hier haben wir die Barmherzigkeit in Uniform. Der

Da ist:
Aro. 1. Die freiwilligen Krankenträger.
Das sind wackerer Männer, die ohne Wehr und Waffen in den Kugelregen sich wagen, um dem Tod seine Opfer zu entreißen. Das sind auch Kriegshelden, und wenn sie auch nur mit dem eisernen Kreuze am weißen Bande

Hinkende ist sonst kein großer Freund von solchen Uniformen; er meint, um Barmherzigkeit zu üben, braucht man kein besonderes Kleid, und wenn er solche Kutten sieht, so ist's ihm gerade, als wolle man einen Befehlsversuch an ihm machen. Nun, es ist dies halt so eine Eigenheit vom Hinkenden. Aber trotzdem will er mit Freuden gestehen, daß die barmherzigen Schwestern — katholische und evangelische, die evangelischen aber heißen Diakonissinnen — recht brave Frauenzimmer sind, die sich während des Krieges recht wacker gehalten haben, und in den Spitälern als wahre Engel der Liebe und der Barmherzigkeit gewirkt haben — trotz der Uniform. So ganz kleine Befehlsversuche mögen wohl auch mit unterlaufen sein.

Aro. 4. Noch einmal barmherzige Schwestern, aber nicht uniformirt. Diese gehören meistens den höheren, feineren Ständen an — was man die Haute volée nennt, — und habens bei der Krankenpflege vorzugsweise auf die schwarze Farbe abgesehen. Ihr Pflegling, der Turkos, der vielleicht in seinem ganzen Leben zum Erstenmale in einem ordentlichen Bette liegt, und zum Erstenmale mit dem Luxus eines Hemdes Bekanntheit macht, fleischt seine spitig gefeiltten Zähne vor Vergnügen, denn er zweifelt keinen Augenblick, daß er im Paradiese sei. Die beiden barmherzigen Schwestern, die ihm Zigaretten und Fidibus präsentieren, sind natürlich himmlische Houris mit Chignon, und der Sohn Mahomed's sagt: Allah il Allah! und brennt sich eine an.

Wie viele Nothren von diesen barmherzigen Schwestern weiß gewaschen worden sind, hat der Hinkende nicht erfahren können.

Aro. 5. Liebesgaben-Begleiter. Was wurde nicht Alles gesammelt in Deutschland an Geld, Unterwäschen, Socken, Leibbinden, Schinken, Tabak, Zigaretten und Wein für unsere tapfern Söhne im Felde, und wenn Alles an Ort und Stelle gekommen wäre, unsere Soldaten hätten niemals Mangel gelitten. Aber da haperte es oft, und mancher deutsche Schinken hat sein Grab gefunden in französischem Magen, manch deutsche Leibbinde hat französische Bänder warm gehalten, und in manchen Paar deutschen Stiefeln sind die Franzosen davon gelaufen. Von allen deutschen Liebesgaben, die den Franzosen in die Hände fielen, hat ihnen der Hinkende nichts gegönnt als die Liebes-Zigaretten — Kartoffelblatt mit Stroheinklebe.

Kein Wunder, daß sie sich so oft übergeben mußten. Klein aber kam nach mancherlei Gefahren und Beschwernissen doch richtig an seine Adresse, und welcher Jubel dann im deutschen Heerlager. Als Rückfrachten nahmen dann die Liebesgaben-Begleiter Granatpfister mit für Briefbeschwerer, und

die Beschreibung der Schlachtfelder, die sie sich von den Offizieren zeigen ließen, und die Erzählungen der bestandenen und unbestandenen Gefahren und die unbestandenen waren die ärgsten. Es waren übrigens wackere Männer, diese Liebesgaben-Begleiter, denn es waren keine Vergnügungsfahrten, die sie zum Wohle der braven Soldaten unternahmen, und sie verschmähten den bequemeren und gefahrloseren Patriotismus, der zu Hause die deutschen Siege mit Festessen und Champagner feierten während die Sieger selbst im Felde Hunger und Durst litten. —

Aro. 6. Die kleinen Spekulanten. Außer den Liebesgaben-Begleitern gab es aber auch noch andere edle Menschenfreunde, die es für ihre heilige Pflicht hielten, der Noth im Felde abzuhelfen: die kleinen Spekulanten. Der

kleine Spekulant trägt stets einen langen Regenmantel, hohe Wasserstiefel, einen wasserdichten Hut, denn er kommt oft aus dem Regen in die Traufe, und ein großes internationales Herz, das die ganze Menschheit umfaßt, und ihm gebietet, mit seinem Kartoffel Schnaps unter der Firma von Kirchwasser, und anderen ausgezeichneten Nahrungsmitteln von ähnlicher Qualität Freund und Feind zu laben, wie es sich gerade schickt. Natürlich gegen Geld und gute Worte, das Geld aber vorherrschend, und in seiner ledernen Geldgurt wohnen die Franken, die Preußen und die Oesterreicher so friedlich beisammen, als wären sie von jeher die besten Freunde gewesen. Dann und wann bekommt der kleine Spekulant auch Prügel, deutsche und französische, aber er macht sich nichts daraus, er greift an seine leberne Geldgurt und tröstet sich mit dem Bewußtsein einer edlen That.

Aro. 7. Der Armeelieferant. Der Armeelieferant blüht mit einer ungeheuern Beachtung auf seine Kollegen, die kleinen Spekulanten, herab. Er kann mit Franz Moor sagen: „Ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, lieber Gott!“ und wenn der kleine Spekulant nur in Schinken und Würstchen macht, macht der Armeelieferant in ganzen Ochsen, ja

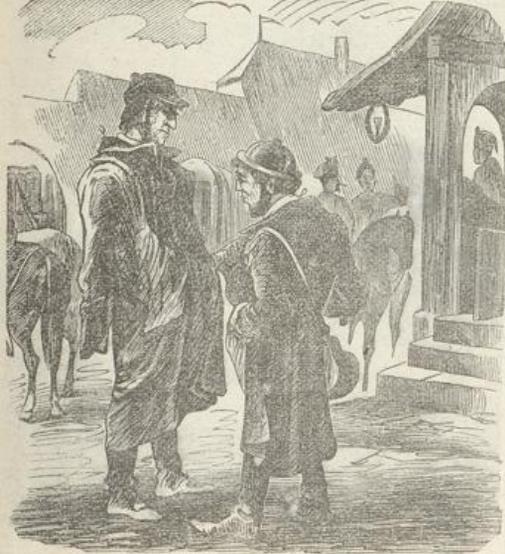


Noch einmal barmherzige Schwestern.



Liebesgaben-Begleiter.

in ganzen Ochsen-Heerden. Der Armee-Lieferant ist stets ein edler Mensch, denn während er, wie er Jedem, der es hören will, auf Ehre versichert an jeder Lieferung sein baares Geld verliert, so kann er es doch kaum erwarten, bis er wieder eine neue Lieferung erhält. Die vielen Verluste treiben ihn auch ganz auf, so daß er



Die kleinen Spekulant.

ganz behäbig aussieht, und wenn er nach Hause kommt, so baut er sich aus seinen Verlusten eine Villa und hält sich Equitpage.

Aro. 8 Der Marktender und die Marktenderin.

„Was? Der Blüß!

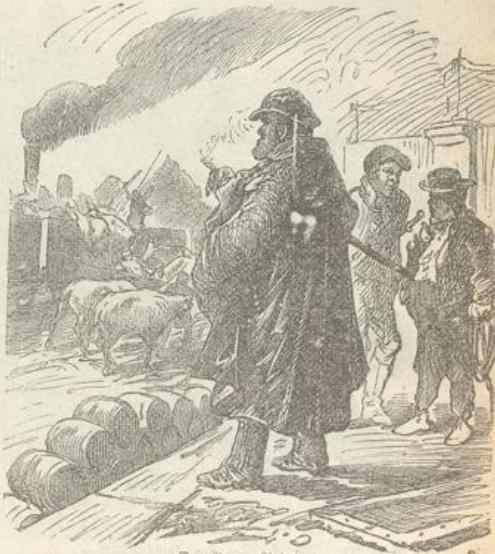
Das ist ja die Gussel aus Blasewitz!“

Freilich ist sie's, wenn auch nur von hinten. Ist ein wenig alt und forpulent geworden seit Wallensteins Lager, doch scheint sie sich im Königl. Sächsischen Infanterie-Regiment Nr. 108 auch nicht schlecht zu gefallen.

Doch die Zeiten für die Marktender sind nicht mehr so glänzend wie damals beim Wallenstein, das Marktenderweisen will zur Kriegsführung der Neuzeit mit den großen Heeren und den raschen Bewegungen nicht mehr recht passen, und man hat sie eigentlich mehr als eine historische Erinnerung als aus wirklichem Bedürfnisse beibehalten. Gleichwohl ist der Marktender eine angenehme Beigabe für das Regiment oder für das Bataillon, welchem er förmlich zugetheilt ist und dessen Nummer er führt; er ist

der Delikatesse-Händler für das Regiment, der das tägliche Kommissbrot und die ewige Reisuppe mit Rub- oder Hammelfleisch schmackhafter zu machen versteht, vorausgesetzt, daß das Regiment nicht allzu

abancirt, daß er mit seinem Delikatesse-Karren nachkommen kann, eine Rücksicht, die nicht immer beobachtet wird, und vorausgesetzt, daß seine Kunden baar bezahlen, denn der Marktender ist meist selber ein alter Soldat und hält auf Ordnung. Er behandelt deshalb auch seine Kunden mehr in kameradschaftlicher Weise, macht



Der Armee-Lieferant.

mit ihnen als Banquier keine Geldgeschäfte zu anständigen Zinsen, leiht auf Pfänder und arbeitet auch stets mit Verlust, so daß er nach geschlossenem Frieden in der Heimath von seinen Verlusten leben kann.

Aro. 9 Der wilde Marktender.

Der wilde Marktender verhält sich zum zahmen Marktender wie der kleine Spekulant zum Armee-Lieferanten. Er macht im Kleinen. Er ist nicht legitimirt und keinem Truppentheil zugewiesen, er operirt auf eigene Faust. Wenn er einen Gaul vor seinem Karren hat, so ist es meist ein gestohlener, sonst aber zieht er seinen Karren selbst und sein Hund darf ihm assistiren. Die Feldgendarmarie hält er für eine unzeitgemäße Einrichtung, mit der er stets auf gespanntem Fuße lebt und ihr gerne aus dem Wege geht, denn die Feldgendarmen zeigen stets eine unverzeihliche Neugierde nach dem Inhalte seines Karrens. Und doch enthält dieser Karren immer nur lauter harmlose Dinge, denn der wilde Marktender ist ein



Der Marktender und die Marktenderin.

gewissenhafter Mann, er findet nur Sachen, die Niemand verloren hat, und wenn er in einem eroberten oder in einer von seinen Bewohnern verlassenen Dorfe den Wein aus den Kellern oder die Schinken aus den Speisekammern reitet, so ist er so bescheiden, nicht ein-

mal eine Rettungsmedaille zu beanspruchen. Hier und da, wenn er sein Rettungsamt zu schwungvoll oder zu unvorsichtig betreibt, passiert ihm das Mißgeschick, daß er gehent oder erschossen wird. Sonst aber ist sein Geschäft recht angenehm und einträglich. —



Der wilde Markelender.

Nro. 10. Die Hyänen des Schlachtfeldes.

Die Schlacht ist geschlagen und die Nacht hat sich niedergesent auf das blutgetränkte Feld und verhüllt seine Schrecknisse mit ihrem schwarzen Schleier. Ruhe herrscht auf den Fluren, auf denen noch vor wenigen

Stunden der wüthende Kampf getobt, — eine entsetzliche Ruhe; und doch ist es nicht die Ruhe des Todes, und da und dort bringt ein Seufzer durch die Stille der Nacht, es ist der letzte Seufzer eines Sterbenden, der Jammerruf eines Schwerverwundeten, den die Krankenträger noch nicht gefunden: „Jesus, Maria! Herr erbarme Dich!“

Jetzt gellt ein gräßlicher, marlerschütternder Schrei durch die Nacht.

Was war das? Von der Stelle, woher der Schrei erklungen, blüht einige Augenblicke lang ein greller Schein; dann taucht etwas auf, dunkel, unheimlich, gespenstisch, und lautlos huscht es über das Schlachtfeld. Jetzt wieder strahlt das Licht; bei seinem sekundenlangen Scheine unterscheidet man menschliche Wesen, sie kauern nieder bei einem unheimlichen, leblosen Gegenstand und es blüht etwas wie die Klinge eines Messers. — Wer ist das? Sind das Krankenträger, barmherzige Samariter, die den armen Verwundeten Labung bringen auf das Schlachtfeld?

Oder was sind das für Menschen? Das sind keine Menschen, das sind Bestien, Ungeheuer, Schensale, das sind die Hyänen des Schlachtfeldes! Die Hyänen des Schlachtfeldes, welche die Todten und die Verwundeten plündern, und wohl auch einem armen



Die Hyänen des Schlachtfeldes.

Verwundeten, der sich zur Wehre setzen will, die Kehle durchschneiden. Ungeheuer, die Hyänen zu nennen eine Beleidigung ist für die wirklichen Hyänen, denn diese handeln aus Instinkt, jene aber sind denkende Wesen.

Jetzt erhellt sich das Schlachtfeld durch Fackelschein, Krankenträger halten eine traurige Nachlese, und die Hyänen huschen zwischen den Leichenhaufen hindurch dem nahen Gebüsch zu. — Fällt eine solche Bestie einem Feldgendarmen in die Hände, so schießt man sie todt wie einen tollen Hund, oder knüpft sie an den nächsten Baum auf; eine häßliche Frucht. —

Nro. 11. Der Spion.

Gute Spione sind bei einem Feldzuge so nothwendig als gute Generale, ja fast noch nothwendiger, denn was will ein guter General anfangen, wenn ihm seine Spione nicht sagen: da und da steht der Feind, so und so stark ist er und so und so viele Kanonen hat er! Hat dies Alles aber der General durch seine Spione erfahren, so braucht er gar nicht zu wissen, was er zu thun habe. Das Spionerhandwerk ist deshoßb eigenlich eine sehr nützliche, ja sogar patriotische Beschäftigung, und das Spionieren ist nur so in Verfall gekommen, weil es häufig von verrufenen Menschen oder gar



Der Spion.

von Vaterlandsverräthern getrieben wird um hohen Sündenlohn. — Bei dem besten Spion aber ist oberster Grundsatz: „Lasse dich nicht erwischen!“ denn das Erwischtwerden hat für ihn meist sehr unangenehme Folgen. —

Aro. 12.

Internationale Sprachstudien.

Die Deutschen sind sonst höfliche Leute; sie lernten bisher englisch und französisch, damit die Engländer und Franzosen, wenn sie uns mit ihrem Besuche beehrten, sich mit uns in ihrer Sprache unterhalten konnten, ohne sich der Mühe unterziehen zu müssen, Deutsch zu lernen. Bei unserem Marsche nach Frankreich hatte es mit dieser höflichen Gewohnheit ein Ende, denn um uns mit unseren Feinden in ihrer Sprache unterhalten zu können, hätten wir nicht nur französisch, sondern auch Spanisch, Arabisch, Armenisch, Aegyptisch, Antiochisch, Gottentottisch, Syrisch, Chaldäisch, Mesopotamisch, Italienisch und Griechisch sprechen müssen, und diese Zumuthung wäre selbst für deutsche Gelehrsamkeit zu stark gewesen. Verständlich machen aber mußte man sich doch mit seinen Feinden, und deshalb haben unsere deutschen Soldaten eine internationale Sprache erfunden, welche die Turfos und Quaden begriffen haben ohne Dolmetscher. Na-



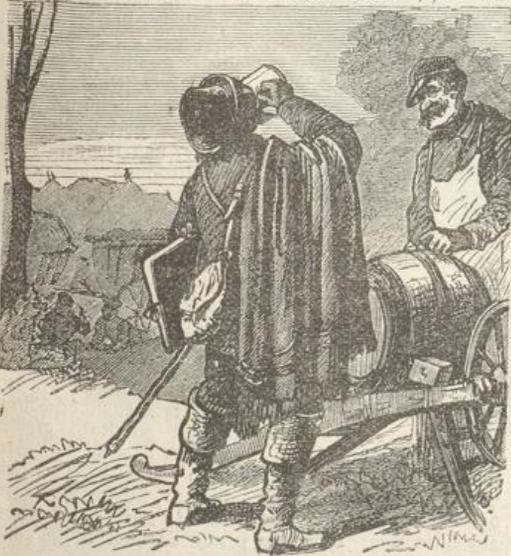
Internationale Sprachstudien.

Die Deutschen hatten aber in Frankreich nicht nur Feinde, sondern auch Feindinnen, und darunter recht hübsche, niedliche Feindinnen, und für diese mußte natürlich eine andere internationale Sprache erfunden werden, als für die Männer. Und sie wurde erfunden, und auf dem Bilde kann man sehen, wie ein deutscher Sprachlehrer einer französischen Schülerin Sprachunterricht erteilt. Sie haben auch schon recht hübsche Fortschritte gemacht. —

Aro. 13. Schlachtenmaler.

Es gibt zweierlei Schlachtenmaler; Schlachtenmaler, die niemals eine Schlacht oder ein Schlachtfeld gesehen haben, und ihre Schlachten zu Hause in der warmen Stube malen, und Schlachtenmaler, die mit den Truppen ziehen und die persönliche Bekanntschaft der Schlachtfelder machen. Die unächten oder Stubenschlachtenmaler malen ihre Schlachten meist im Vorrathe, und schreiben dann nachträglich den Namen darunter; sie machen deshalb auch die besten Geschäfte, weil sie ihre Schlachten früher auf den Markt bringen können als die ächten Schlachtenmaler, denn die können erst anfangen zu malen, wenn die Schlacht vorbei ist. Dem Hinkenden Böten sein Schlachtenmaler aber war ein ächter. Dem ächten Schlachtenmaler sieht man auf den ersten Blick der

Schlachtenmaler, denn die können erst anfangen zu malen, wenn die Schlacht vorbei ist. Dem Hinkenden Böten sein Schlachtenmaler aber war ein ächter. Dem ächten Schlachtenmaler sieht man auf den ersten Blick der



Schlachtenmaler.



Kriegstouristen.

mentlich ließ die Sprache der Baiern an allgemeiner Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig, und des Hinkenden Landsleute, die Badtschen, kamen auch mit dem Garibaldi und Bourbaki zurecht ohne Italienisch und Griechisch. —

Künstler an. Er trägt eine graue Zuppe mit grünem Kragen, hohe Stiefel, lange Haare und einen Plaid von mindestens 4 Quadratmeter Grundfläche. Er hat vielen Durst, weshalb er seine Schlachten gerne in der Nähe des Marktender-Karrens malt, wo ihm der Marke,

venvoll sein Tischuch Zustappen mach! Brauchen kein Tischuch, die Lumpen, für das schlechte Fressen, das sie einem hinstellen, und noch nicht einmal einen Tropfen Wein dabei! Psui, Teufel!" und dabei bombardirte der entkräftete Kanonier das Kamini mit einem ganzen Hagel von Granaten. Der Andere lachte: „Also deswegen bist du so zornig, Meier? Meier, sag' einmal, willst du heut' Abend noch eine Flasche Nothwe trinken oder zwei?"

„Nach' keine Dummheiten, Lenz," brummte der Andere. „Aber zwei wären mir lieber.“

„Sollst sie haben, Meier, ehe eine Stunde vergeht stehen sie auf dem Tische!"

„Sei kein Narr. Du bist zwar ein Röhrele, Lenz, aber das bringst du doch nicht zuweg, den welschen Strohkasser da machst du nicht müde!"

„Meinst du?" lachte der Lenz, „da schau einmal an die Wand hinauf; siehst du da oben die heiligen Herrschaften hängen? Die haben mir den Gedanken eingegeben, und wenn hier die Weibseute grad so dumm sind wie die Männer, so trinken wir heute noch Burgunder! Still, sie kommen!"

Und in der That, sie kamen. Zwei allerliebste junge Mädchen, die in ihren weißen Bonnethäubchen dem Renommé der Französinen wädhlich keinen Schaden brachten, traten in die Stube. Gleichzeitig war der Besitzer des Hauses, ein alter Franzose, die obligate Zipseltappe auf dem Ohr, eingetreten.

„Aufgepaßt, Meier," sagte der kleine Lenz, und stellte sich stramm hinter den Tisch, das Gesicht den Heiligenbildern zugewendet. Jetzt warf er einen ehrfurchtsvollen Blick nach Vins IX. hinaus, knöpfte seine Uniform auf, als wolle er seine Abendtoilette machen, und zog das kleine Stück Messingblech hervor, das jeder Soldat an einer Schnur um den Hals hängen hat, und auf dem das Regiment und die Compagnie oder Batterie verzeichnet ist, damit man den Soldaten daran erkennen

kann, wenn der arme Teufel selber nicht mehr sagen kann von wo er ist, weil er todt auf dem Schlachtfelde liegt. Heute aber brauchte es der kleine Lenz zu einem ganz andern Zwecke, er hob es ganz andächtig empor gegen das Bild des Papstes, küßte es mehrmals mit Inbrunst und drückte es zwischen seinen gefalteten Händen gegen seine wattirte Uniform. Die Mädchen und der Alte hatten diesem Manöver mit großem Erstaunen zugesehen; jetzt saßte sich eine ein Herz und sagte: „Qui est cela?"

„Was hat sie gesagt!" fragte der Meier, der dem Gebahren seines Kameraden mit offenem Munde zusehen hatte.

„Halt's Maul!" erwiderte dieser, „und störe mich nicht! Was das ist; fragen Sie mein schönes Kind? das ist ein Amulet!"

„Uns amlet! Papst!" und dabei küßte er wiederholt das Messingblech und hob es zu den Heiligenbildern empor.

„Ah, une amulette de papier" riefen beide Mädchen und machten über den Tisch hinüber lange Hälse nach dem geheiligten Zeichen hin. Der Alte aber warf einen forschenden Blick auf die beiden Soldaten und sagte: „Vous êtes des catholiques?"

„Was, wir Katholisch?" sagte Lenz, „und ob! Aus Waldärrn! Noar, sehr noar! Bonn Katholik!"

Meier hatte endlich den Plan seines blonden Kameraden begriffen, und um ein profanes Lachen zu unterdrücken, biß er die Zähne zusammen.

Der alte Franzose hatte das Messingblech mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, ehrebitig seine Zipseltappe gerückt, und war dann geräuschlos verschwunden.

Die Mädchen inzwischen, schüchtern näher getreten und durch das freundlich grinsende Gesicht des hübschen jungen Soldaten ermuntert, hatten erst die an seinem Halse hängende Messing-Marke berührt, dann in die Hand genommen, und endlich bedeckten es beide abwechselnd mit Küßen. Der Maier traute seinen Zähnen nicht mehr und steckte einen der neugefertigten Zustappen dazwischen, um einen beginnenden Lachkrampf zu bewältigen.

Jetzt stieß eines der Mädchen einen kleinen Schrei aus, denn der gelaunte Lenz, um den beiden Mädchen das Küßen des „Amulettes" bequemer zu machen, hatte sich herabgebogen und war dabei mit seinen Lippen der Stirne der hübschen Brünette so nahe gekommen, daß er nicht widerstehen konnte, und ganz die heilige Situation verlassend, einen Kuß darauf drückte. Die Mädchen fuhren zurück und steckten sichernd die Köpfe zusammen, warfen aber keineswegs feindselige Blicke nach dem hübschen Deutschen, der von dem Papste mit einem so heiligen Zeichen begnadigt worden war.

„Pardon, Mademoisell," sagte dieser lächelnd und legte salutirend die Hand an die Stirn und überreichte das vermeintliche Amulette den Mädchen zur näheren Betrachtung. Bei dem Meier

brachte der Kuß die Explosion zum Ausbruche, und in Folge eines gewaltigen Lach- und Hustenanfalles fuhr der Zustappen ins Feuer, und Meier krümmte sich förmlich auf seinem Schemel, so daß Lenz ihm beispringen mußte.

„Nun, das muß ich sagen," rief Meier, nachdem er von seinem Freunde Lenz durch verschiedene Faustschläge auf den Rücken vom Erstickungstode gerettet und wieder zu sich gebracht worden war, „das muß ich sagen, wenn der stärkste Mann von ganz Deutschland sich sein ganzes Leben lang besinnen thät, ob die Mannskent oder die Weibskent dummer sind in dem Welschland, er brächts meiner Seele nicht heraus.“

„Die Dummheit haben sie von ihren Pfaßen," belehrte ihn der Lenz, „und hol mich der Teufel, da kommt auch schon der Alte mit dem Wein!" Und in der That, der alte Franzose trat in das Zimmer, in jeder Hand und unter jedem Arme eine Literflasche mit Nothwein tragend.



Er küßte es mehrmals mit Inbrunst.

ender auch noch werthvolle Winke gibt über die zu zeichnenden Schlachten.

Aro. 14. Kriegstouristen.

Kriegstourist heißt er eigentlich nur, wenn er ein Engländer ist, ist er ein Deutscher so heißt er Schlachtenbummler.

Ihr Geschäft aber ist das gleiche, sie gehen aus, das roth gebundene Braadshaw's handbook, oder den rothen Bäckdeckel unter dem Arme, mit Schirm, Perspektive und Plaid bewaffnet, um etwas zu sehen, was man sonst nicht alle Tage zu sehen bekommt: brennende Dörfer, gesprengte Brücken, aufgerissene Eisenbahnen und todtgeschossene Menschen. Wer's machen kann, schleppt einen Bedienten mit, der seinerseits wieder einen Korb schleppt, in welchem die gesammelten Kriegstrophäen niedergelegt werden, Bomben- und Granatensplitter, zerbrochene Säbelflingen, Fesseln von Uniformen, aber etwas Blut muß dran sein und außerdem noch Proben von Bumpnickel, geräucherstem Speck und Erbswurst. Kann Einer einen französischen Kürass oder gar einen Helm erwischen, so läßt er sich's ein schönes Stück Geld kosten, und hat der Verkäufer vorher diesem Waffenstücke mit einem Beile die unverwundlichen Spuren eines erbitterten Kampfes beigebracht, so kommt das Goldstück nicht an, um solche kostbare Stücke zu erwerben. Es wird Alles mit in die Heimath geschleppt, wo jedes Stück als Beweis eines erlebten Kriegsabenteuers dienen muß, und schließlich wird in dem Arbeitszimmer des Touristen eine kriegerische Trophäe damit aufgebaut mit der goldenen Inschrift:

„Erinnerung an 1870 und 71.“

Aro. 15. Regimentsjungen.

Sollten eigentlich Teufelsjungen heißen. Sind meistens Berliner Fräule, denen die Schulbänke zu heiß wurden, als die Trommeln wirbelten, und die den Eltern und Schulmeistern entlaufen sind, und sich mit den Truppen bis nach Frankreich hineingeschmuggelt haben. Bei alledem aber doch wadere Bursche, und werden einmal tüchtige Soldaten werden. Diesmal waren sie noch zu jung, um den Franzosen eines aufbrennen zu dürfen, sie machten sich aber auf hundert andere Weisen nützlich, und selbst den Kugelregen scheuten sie nicht, wenn es galt, den Soldaten, die im Feuer standen, Erfrischungen zuzutragen. — Bei ihrer Zurückkunft ins Vaterhaus wird manchem der jungen Helben der Herr Papa etwas kaltes Wasser über seinen Euthusiasmus ausgegossen haben, oder aber der Alte hatte am Ende selber eine Freude daran, konnte er doch jetzt mit Stolz sagen: „Der Blutsjunge is doch da darin jeweist!“

Quartierleben im Felde.

Skizzen aus dem Feldzuge 1870/7

I. Ein Soldatenquartier.

Der Weg führt uns in Feindesland, in ein Klein Dorf, unsern Gray. Der geneigte Leser braucht sich aber nicht zu fürchten, es lauern keine Franktireurs hinter den Fenstern, denn vor wenigen Stunden erst ist eine deutsche Batterie eingezogen, und alle Häuser stecken voll deutscher Soldaten und vor den deutschen Kanonieren haben die Franktireurs einen heillosen Respekt. Es ist eine unfreundliche, naßkalte Oboernacht, eine schwere Schneelust weht uns entgegen, und die ganze Gegend ist in ein unheimliches Dunkel gehüllt. Wir wollen darum dem ersten eintretenden Lichtschimmer, der dort durch eine Bodenritze scheint, folgen und in jenes nächste Haus eintreten, vielleicht heißt man uns gastlich willkommen!

In der Stube sah es nicht gerade sehr behaglich aus, und offenbar hatte der Eigenthümer selbst schon bedeutend aufgeräumt aus



Regimentsjungen.

Furcht vor den Deutschen, oder vielleicht mehr noch vor seinen eigenen Landsleuten, den Franktireurs, zu Deutsch „Freischützen“ oder noch besser „Freibeuter“ genannt. Ein tannener Tisch mit den Resten eines sehr frugalen Abendessens besetzt, einige Holzstühle, an der Wand die grell illuminierten Bildnisse des heiligen Vaters und verschiedener Heiligen mit Heiligenscheinen so groß wie Wagenräder, und in der Ecke eine Schütte Stroh, offenbar das unangenehmste Nachtlager der Einquartierung, das war das ganze Ameublement. Das Behaglichste in der ganzen Stube war ein großes französisches Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte. An diesem Kaminfeuer saßen denn auch zwei babilische Kanoniere, und trockneten ihre Fußbekleidung, die durch den langen Marsch bei schlech-

tem Wetter und schmutzigen Wegen bedeutend gelitten hatte. Der eine, eine starke, vierschrötige Gestalt, saß auf einem Schemel, und schaute stumm und finstern in das Feuer, in das er von Zeit zu Zeit aus der Batterie seines Mundes einen wohlgezielten Schuß abfeuerte, d. h. in das er von Zeit zu Zeit verächtlich auspuckte. Der andere, ein schlanker, hübscher Bursche mit blondem Haar, mit vielen Sommersprossen um die Nase und einen pfliffigen Zug um den hübschen Mund, den ein kleiner Schnurbart beschattete, war eben damit beschäftigt, aus dem für's Abendbrod ausgelegt gewesenen grobwebenen Tischtuche für den morgigen Marsch ein Paar tüchtige Fußlappen zu schneiden. Jetzt hatte er sein Geschäft beendigt, und die fertigen Fußlappen gegen das Licht haltend, sagte er bedächtig: „Jetzt hebr's wieder auf einen Tag. Ein Paar famose Lappen! Willst auch ein Paar, Meier?“

Der mit dem seltenen Namen Meier angeredete Soldat schlenderte noch eine Granate in's Feuer, dann brummt er: „Drauch' keine, meine thun's noch. Aber freues thut mich's, Lenz.“ setzte er hinzu, einen Seitenblick auf die Fußlappen werfend, „daß du aus dem Lump

„Messieurs, s'il vous plait,“ sagte er achtungsvoll, indem er mit die Flaschen auf den Tisch setzte und dann sich betraute, „buons-noys à la santé de sa sainteté de Papet!“

„Meier, komm!“ schrie der Lenz in Ertause, „die Heiligen haben geholfen!“

Der Alte setzte sich mit den beiden Soldaten an den Tisch und füllte die Gläser, und auch die Mädchen, noch immer in die Betrachtung der Messing-Marke vertieft, nahmen Platz am unteren Ende des Tisches.

„Vive le Papet!“ rief der Franzose, sein Glas erhebend.

„Er soll leben, der alte Herr!“ schrie der Meier und füllte sein erstes Glas hinunter.

„Vive la sainte infallibilité!“ brachte der Franzose seinen zweiten Trinkspruch aus.

„Hurrah, hoch, sie soll leben und die Dummheit daneben!“ schrie der Lenz und leerte sein zweites Glas.

Nachdem der Alte noch ein halbes Duzend heilige Worte leben lassen, auf deren Gesundheit die beiden

Soldaten jeweils ihre Gläser leerten, zogen sich die beiden Mädchen zurück, nachdem sie das bewunderte Amulette ihrem Eigentümer mit einem dankenden Knicks zurückgestellt hatten. Der Alte und seine feindlichen Gästenahmen den Papst und sein ganzes heiliges Kollegium noch einmal durch, bis lange nach Mitternacht der Franzose seine Kammer, die Deutschen ihr Strohlager suchten. Ehe der Lenz sich auf's Stroh legte, stellte er sich noch in militärischer Haltung vor die Heiligenbilder und sagte mit der Hand salutierend: „Danke meine Herren, für die Bewirtung! Es lebe die Dummheit! Gute Nacht, Meier!“

2. Ein

Offiziersquartier.

In einem stattlichen Hause — es gehörte dem Maire — in der Mitte des Dorfes, sah in einem wohllich eingerichteten, hell erleuchteten Zimmer der Herr Hauptmann der Batterie, behaglich in einem Fauteuil vor dem Kaminfeuer, wärmte die vom Reiten erstarrten Glieder, und blies aus einer duftenden Havannah blaue Wölkchen gegen die Decke. Es klopfte an der Zimmerthüre. Auf das barsche „Herrerein!“ trat der Feldwebel in die Stube, um die Befehle des Herrn Hauptmannes entgegenzunehmen!

Nach einer fünfminutenlangen dienstlichen Pause machte der Herr Hauptmann mit seinem Fauteuil eine Schwenkung gegen den Feldwebel und sagte:

Feldwebel, ich muß Ihnen meine höchste Unzufriedenheit aussprechen, daß mir in jedem Orte Klagen zu Ohren kommen über das ungehörliche Betragen meiner Leute; überall nehmen die Kerls, was sie Eßbares finden, als ob es ihnen gehörte! Ich habe der Batterie gesagt: Keine Kartoffel dürft Ihr nehmen, denn Ihr werdet verpflegt, und bleibt auch einmal die Verpflegung einen Tag aus, so erhaltet Ihr am andern Tage die doppelte Ration! Ich bin Hauptmann einer Batterie

und keiner Räuberbande! Verstanden?! Merken Sie sich das, Feldwebel, und sagen Sie den Kerls, daß ich jeden, der nur eine einzige Kartoffel stiehlt, anbinden lasse, bis er schwarz wird! Da soll doch ein Siebzigbonnerwetter die Kerls verschlagen! S'ist gut! —

Der Feldwebel sagte: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ grüßte militärisch, und ging, um der Mannschaft das Gebot des Hauptmannes zu überbringen.

Der Hauptmann hatte sich wieder in seinen Stuhl zurückgelegt, strich sich mit der Hand langsam über das Angesicht, um die dienstlichen Falten von der Stirne zu entfernen, starrte in das Feuer und blies wieder Dampfswolken gegen die Decke. Jetzt war die Zigarre ausgeraucht, er warf den Rest in die Kohlen des Kamins und rief mit fast freundlichem Tone: „Mäuerle!“

Dies war der Name seines Dieners. Ein schlau aussehender Kanonier trat ein, und blies, die Hände an der Hosennath, ehrfürchtigsvoll an der Thüre stehen.

„Mäuerle, komm einmal her,“ sagte der Herr Hauptmann herablassend, „wie sieht's denn mit dem Nachteser? He?“

„Ja, Herr Hauptmann,“ antwortet der Mäuerle und räusperte sich, „da sieht's schlecht! Des sun so Sache do hinweg! Sie hinweg in Gottes Name, gar nix! die verfluchte Franzose!“

„Also hast du nichts bereinigt zum Nachteser?!“ fuhr der Hauptmann auf. „Gib mir zum Teufel eine präzise Antwort!“

„Ja, mer hätte am End' schon was,“ stotterte der Mäuerle und kratzte sich in den Haaren, „awer...“

„Nun, was denn aber?!“ „Awer der Befehl, das Anbinne, und...“

Jetzt wurde der Hauptmann zornig: „Donnerwetter, Kerl, was schwafst du für Unsinn!? Heraus mit der Sprache! Was hast Du zum Essen gerichtet?!“

„Ja, wisse Se, Herr Hauptmann,“ rapportierte der Kanonier, „hent' auf dem

Marfch, wie mer so durch e Dorf marschiere, do läufst so e Gänse, so e dumms, im Weg rum; und ich hab' des Geflügel von der Heim her gern, un den! an nix, un mach: Huh! Huh! un da läufst mer die dumm Gans, des Vieh, grad zwischen de Füß, daß ich meiner Seel hingefalle wär, wenn ich ihm net noch g'schwind mit meinen Sabel der Kopf abg'schlage hätt!“

„An do hinweg mer se halt mitgenomme; mer hinweg se doch nit liege lasse könne? Und do hinweg mer se dann gerupft und ausgenomme!“

„Was?!“ rief der Hauptmann und stand von seinem Stuhle auf, „gerupft und ausgenommen? Und wo ist jetzt die Gans?!“

„Draußen brogelt se in der Pfanne! Nische Sie se nit, Herr Hauptmann?“

Der Hauptmann runzelte die Stirne und drehte grimmig seinen langen Schnurrbart. „Was?! Da soll ja ein Kreuzbonnerwetter! Marfch, hinaus!“



„Ja, mer hätte am End' schon was“, stotterte der Mäuerle.

Der Mäuerle machte eine Schwenkung auf dem Absage.
 „Mäuerle!“
 „Der Mäuerle machte wieder Kehrt. „Herr Hauptmann?“
 „Mäuerle, mach' einen Kartoffelsalat dazu! 'S ist gut!“

Der Revolutionär
 oder
Noch ein Geheimmittel.
 Eine Standrede.



as? Noch ein Geheimmittel. Es ist ja schon eines im Kalender, und will der Hinkende zweimal in einem Jahrgange seinen Spaß mit uns treiben? Nein, geneigter Leser, diesmal ist's dem Hinkenden völlig Ernst, und das Geheimmittel, über das er mit Euch sprechen will, ist nicht nur ein Mittel gegen Krankheiten sondern auch eines für die Gesundheit. Ist's nicht sonderbar, daß die Menschen stets nur nach Mitteln sagen gegen Krankheiten, und sich das Geld aus der Tasche schwindeln lassen für Geheimmittel, die ihnen Haare wachsen machen sollen auf ihren kalten Schädeln, oder die ihnen ihre minierten Nerven stärken, oder die Gicht vertreiben sollen? Wår's nicht viel vernünftiger, man forsche auch einmal nach einem Geheimmittel für die Gesundheit, so ein Mittelchen, das Einen gar nicht krank werden läßt? Da wäre es der Mühe werth, den Geldbeutel aufzuthun, und solch ein Mittel, das uns vor Krankheiten und Stiechtum schützt, wäre doch viel mehr werth, als eines, das uns erst nützt, wenn wir bereits krank geworden sind und auf dem Schragen liegen? Sparen wir doch bei dem ertieren die Schmerzen, das Bettliegen, den Doktor und Apotheker, und folglich auch unser gutes Geld. Denn wir wollen es nur gleich von vornherein gestehen, unser Geheimmittel, das Menschen und Vieh vor den schwersten Ansteckungskrankheiten bewahrt, kostet keinen cothen Heller, und ist doch Millionen, oder vielmehr Milliarden werth, denn mit solchen Kleinigkeiten wie Millionen gibt sich heutzutage ein freigereicher Deutscher gar nicht mehr ab. Unser Mittel ist überall zu haben, Allorts bei der Hand, und hilft sicherer als alle Miracren, Pillen und Latwergen.

Ein berühmter Arzt hat einmal gesagt:
 „Die Heilkunde fängt eigentlich erst da an, wo das Rezeptschreiben aufhört.“
 Und der Mann hat Recht, die Apotheker mögen noch so sehr dagegen protestiren. Unser Mittel, das wir Geheimmittel nennen, weil es leider vielen Menschen noch ein Geheimniß ist, wird in keinem Recepte verrieben, und von keinem Apotheker gemacht, man hat es nicht in Schachteln oder Gläsern mit Goldpapier über dem Stöpsel, es ist nicht wie die Morisonischen oder andere Larripillen aus Quecksilber und Gummi-guttli zusammengeknetet, es kann nur nützen und niemals schaden, denn unser Herrgott selber ist der Apotheker, und der versteht's, und wenn er schon kein A. amundneunziger ist und seine Arzneimittel gratis gibt, seine Apotheke ist doch im Flor. Und unser Geheimmittel ist dazu noch uralte, schon Adam und Eva haben es profitirt, obschon es nicht in den Zeitungen à la „Königsstraun“ gepriesen war, kurz es ist nichts mehr und nichts weniger als — die gewöhnliche, gemeine aber reine, uns allen thalsern umgebende atmosphärische Luft.

Na, aber jetzt hört auf, Hinkender, wird da und dort ein geneigter Leser sagen, und lasset uns ungeschoren mit Euerm lustigen Geheimmittel. Die Luft braucht man zum Schnaufen, das wissen wir auch ohne Eure Standrede, zu was sie aber sonst gut sein soll, als Einem Ohrenreißern und Zahnweh zu machen, das werdet Ihr uns schwerlich begreiflich machen können.

Doch, meine verehrten Zuhörer, gerade das will ich, und gerade deshalb halte ich eine Standrede. Die Luft brauchen wir zum Athmen, ganz richtig, und darum handelt es sich auch bei unserem Geheimmittel.

Wir alle wissen doch, daß man in Folge schlechter, dumpfer, feuchter, verdorbener Luft krank werden kann, und krank werden muß? Die Strofeln, zu denen auch die Kröpfe gehören, und die Tuberkelkrankheit, diese Geißeln der Menschheit, welche mehr Opfer verlangen als die blutigsten Schlachten, sind hervorgerufen, gedeihen und wachsen durch die schlechte Luft. Das weiß jedes Kind, daß Sumpflust Wechselfieber macht, und das gelbe Fieber, welches in Südamerika oft ganze Städte entwöltert, kommt auch davon. Und daß man von Zugluft Zahnweh und Ohrenweh, und zur Abwechslung auch Gliederreißern bekommt, ist auch kein Geheimniß mehr.

Wie aber verdorbene Luft gleichsam die Wiege bildet für gar viele verheerende Seuchen, so gedeiht im Gegentheil in guter, frischer Luft alles Leben. Die Pflanzen wuchern rasch und üppig, der Mensch bekommt rothe Wangen und runde Waden, frische Lippen und stramme Muskeln. Schaut Euch nur einmal die Bergbewohner an, die Männer haben Muskeln wie Stahl, und die Mädchen Waden wie Vorstorfer Äpfel, daß ein aristokratisches Stadtfräulein sich schämen müßte, ob solch' einer unanständigen Gesundheit. Das kommt aber nicht allein vom Käseessen, Kübeweiden und Tobeln her, sondern das kommt hauptsächlich von der gesunden, frischen Luft.

Aber warum ist denn die frische Luft so gesund?
 Es gibt eine ganze Reihe von Krankheiten, die von den gelehrten Herren mit Recht Gährungskrankheiten genannt werden. Gährungskrankheiten? Was soll das aber eigentlich heißen? Das sind Krankheiten, die dadurch entstehen, daß ein giftiger Stoff durch unsere Lungen beim Athmen in unser Blut kommt, daß diese Gifstoffe in unserm Blute in Gährung ge-

ratzen, und damit auch das Blut selbst und die Gäfte, mit denen sie in Berührung kommen, in Aufruhr und Gährung versetzen. Diese Gährungstoffe sind aber eigentliche Unruhstifter, welche das ruhigste und loyalste Blut zu einem wahren Wütherich aufheben können. Solche Revolutionen in seinen Adern kann aber der Mensch nicht ertragen, er wird krank, ja er wird sterbenskrank. Die Gährung bei diesen Krankheiten ist ganz derselbe Prozeß, wie wir ihn täglich in unserm Haushalte, in der Küche, beim Bäcker, im Brauhause vor sich gehen sehen. Die Köchin kennt ganz gut diese Gährungs-kraft, wenn sie Dampfnudeln backen will und sie zuvor „aufgehen“ läßt durch Hefe. Der Bäcker, der seine Stollen oder Gipfel mit Sauerteig emportreibt, der Bierbrauer, der sein Bier gähren läßt, alle kennen ganz genau diesen Gährungsprozeß, oder Fermentations-Prozeß, wenn man sich, damit es nicht Jedermann versteht, gelehrt ausdrücken will. Welches sind aber hauptsächlich diese Gährungs-krankheiten? das sind: der Scharlach, die Masern, die Blattern, der Typhus, die Cholera,

die Difteritis, die Ruhr u. s. f. Puh! das ist ein wüthter Speisetzettel, lauter Ploniere des Todes, die für ihn wacker vorarbeiteten, seine treuen Diener, die ihm so viele Opfer zuschleppten, daß es ihm fast zu viel wurde, und der alte Schiffer auf dem Acheron ließ ermattet die Arme sinken und sagte: „Jetzt halt ich's nimmer aus! Was fällt denn den Ärzten dort droben ein, daß sie mir so viele Patienten schicken?“

Und der alte Charon hatte Recht, denn bis vor kurzem hat man diese Gährungs-krankheiten auf die unverantwortlichste Weise behandelt. Wenn so ein armer Kranker in der Fieberhitze glühte wie ein Dampfessel, der eben im Begriff ist zu explodiren, da wurde das Feuer erst noch recht geschürt; nur recht warm halten, war der oberste Grundsatz; die armen Patienten wurden mit Bergen von Kissen zugedeckt und müßten schwitzen auf Tod und Leben, kein Tropfen Wasser über die brennenden Lippen, keine Hand voll frische Luft in das dumpfe Zimmer; zur Hitze wurde noch Hitze gefügt, und richtig, die Kranken starben auch wie die Fliegen, die an's Feuer kommen. Das begreift heute Jeder, der schon einmal eine „aufgehende“ Dampfnudel gesehen hat, die Aerzte aber haben sich damals wenig mit dem Studium der Dampfnudeln befaßt. Die Hitze befördert die Gährung, das weiß jede Köchin, wo aber in der Gährung die Krankheit liegt, da muß selbstverständlich die Krankheit wachsen mit der Gährungs-beförderung, d. h. mit der künstlichen Hitze.

Da kamen endlich ein paar denkende Aerzte dahinter. Wahrscheinlich haben sie bei einem Bäcker gewohnt, oder bei einem Bierbrauer, und haben gesehen, wie der Bäcker seinen Teig, wenn er vor zu großer Gährung auseinanderlaufen will, aus der heißen Backstube an die freie Luft setzt, oder wie der Brauer sein Bier, wenn es nicht weiter gähren soll, in den kalten Keller

legt, oder sie haben's ihrer Köchin abgetrauscht, als diese Dampfnudeln machte. Und jetzt war das Ei des Columbus gefunden.

Den Dampfnudeln haben wir's zu verdanken, und weil in der Natur Alles nach ganz bestimmten, unabänderlichen Gesetzen geht, so müssen auch die Regeln der Gährungen immer die gleichen bleiben, ob im Brod-laibe oder im Menschenleibe. Jetzt versuche man mit den Gährungs-krankheiten gerade wie der Bäcker mit seinem Brodteige. Damit uns der die Mutterkrankung oder Blutvergiftung erzeugende Giftstoff nicht über den Kopf wache, wie der zu stark getriebene Teig aus der Schüssel herausquillt — so riskirte man's und setzte die Kranken der frischen, kühlen Luft aus. Und siehe da, das Naturgesetz zeigte auch hier seine ewige Wahrheit. In der frischen Luft wurden die Kranken gesund, die Weiterentwicklung der Krankheit hörte auf, der Giftstoff im Kampfe mit der frischen Luft mußte den Kürzeren ziehen und verlor seine Kraft. So wurden die Kranken gesund ohne jede Medizin, und viele,

die noch aus aller Gewohnheit nebenbei Arzneien schlucken mußten, wurden in der frischen Luft gesund trotz der Medizin.

In der heißen Stubenluft aber starben die Kranken hausenweise.

Wer erinnert sich nicht, wie fürchterlich früher der Kriegstyphus und das Paratyphus wütheten, wie die armen Soldaten hundert- und tausendweise an diesen abscheulichen Fiebern und an der Cholera zu Grunde gingen, und wie die Verwundeten meist an Eiterungs-fieber, an Blutvergiftung starben? Diese Krankheiten haben mehr Soldaten das Leben gekostet als alle Granaten und Spitzkugeln, und der Tod hat seine Haupt-ernte in den geschlossenen dumpfen Lazarethen gehalten, er hatte es da viel bequemer als auf den Schlachtfeldern.

Schon an den kranken wilden Thieren hätte man's lernen können. Sie gefunden alle in der Freiheit leichter wie in der Gefangenschaft. Aber freilich, in der Freiheit hat man ihnen nicht die beiden größten Himmelsgaben: Luft und Wasser rauben, hat man ihnen nicht den frischen Aether verbauen und die Quellen verammeln können.

Gottlob, jetzt ist es anders geworden. Schon im Krimkriege hat man die Sache besser gemacht, und im letzten französischen Kriege, hat man's zur Vollkommenheit gebracht. Da pferchte man die Kranken nicht mehr in dumpfe Spitäler ein, sondern man legte die Nervenleider und Cholera-kranken, die Verwundeten u. in luftige Holzbaracken, die immer frische Luft durchstreichen ließen und dennoch gegen Regen und Unwetter schützten. Ganz ähnliche Buden und Baracken bewohnen die reisenden Seiltänzer, Jongleurs, Panoramas- und Wachsfiguren-galnet-Besitzer, und die Kerls sind alle gesund, wie der Fisch im Wasser.

Und auch unsern armen kranken Soldaten that



Der neue Hausarzt hilft den alten zum Hause hinaus.

frische Barackluft gut, und viele, viele wurden gesund, die gewiß in den Spitälern gestorben wären.

Und hat man denn in diesen Baracken außer der frischen Luft gar keine Arzneien gegeben? Doch, doch, meist aber nur ganz unschuldigen, verdünnten Himbeersaft oder so etwas, alle Stunde einen Löffel voll, denn die meisten Patienten glaubten noch immer, ohne Arzneien könne man gar nicht gesund werden; und dann war's auch ein Mittel, um die Wärter zu zwingen, allsündlich nach den Kranken zu sehen, ihnen trinken zu geben, sie trocken zu legen, abzuwaschen u. s. w.

Was haben wir denn aus dem bis jetzt Gesagten gelernt? frisches kühles Wasser und kühle frische Luft sind die enschiedensten und heftigsten Feinde jeder Gährung, also auch die kräftigsten Mittel bei allen Gährungskrankheiten selber.

Das Alles ist aber noch nicht genug. Die Luft ist nicht nur ein guter Arzt, der, wie bei uns die guten Aerzte, die Kranken kurt, nein, sie ist auch ein guter Arzt wie die Chinesen ihn haben, der dafür sorgt, daß man gar nicht krank werden kann. Die Chinesen sind aber ganz gesunde Leute, die halten sich ihre Aerzte für die Gesundheit, und so lange der Chinese gesund ist, bezahlt er seinen Arzt, und so bald er krank wird hört die ärztliche Besorgung auf; deswegen wird in China auch rasch kurt, denn dort leben die Aerzte von den gesunden und nicht, wie bei uns, von den kranken Menschen. So gut wie die Chinesen können wir's aber auch haben, wir dürfen nur die Luft zu unserm Hausarzte ernennen, und dem brauchen wir auf Neujahr nicht einmal ein Honorar zu schicken, so sehr er es auch verdient hat.

Warum aber die Luft ein Arzt nach chinesischer Manier ist, das wird dem geneigten Leser sofort klar werden. — Die Ansteckungsstoffe, welche die Menschen und Thierseuchen hervorrufen, heißen sie nun Contagien oder Miasmen, befinden sich, wie man heutzutage mit Bestimmtheit weiß, in der Luft. Das Wechsell, Typhus- und gelbe Fieber, die Kinderpest und die Lungenseuche, und wie diese Heimguchungen alle heißen, schwimmen so zu sagen in der Luft, d. h. nicht sie selbst, sondern ihre Ansteckungsstoffe. Diese schwimmen oder fliegen als unendlich kleine, mit nur sehr guten Vergrößerungsgläsern sichtbaren Körperchen, als Sporen, Pilze, Fäden in der Luft herum, gerade wie z. B. die Saamenkörner der Disteln oder des Löwenzahnes, nur sind sie unendlich viel kleiner. Diese kleinen, unsichtbaren, giftigen Vögel aber kommen in unsere Lungen, durch diese in unsern Körper und machen ihn krank.

Wie aber können wir diese kleinen, heimtückischen, unsichtbaren Feinde vertilgen oder unschädlich machen? Durch Hitze, besonders durch Siedhitze, dann durch den elektrischen Strom, durch Karbolsäure, und durch andere Mittel kann man allerdings das Platten, Schlängengift und auch noch andere Gifte gährungsunfähig, und somit unschädlich machen. Dies geht aber nur, wenn man die Gifte in Händen hat. Die Ansteckungsstoffe in der Luft kann man aber nicht wie die Spähen herunterfischen oder mit einem Schmetterlingsgärchen fangen, um sie dann zu kochen und zu rösten, wie man etwa den Trichinen durch Braten den Saraus macht.

Und doch gibt es ein Mittel, die Ansteckungsstoffe unschädlich zu machen, und dieses Mittel haben wir den Wirtzen zu verdanken, denen es die Natur abgelaußt hat. Menschenfreundliche Wirtze, die für die Gesundheit ihrer Gäste besorgt sind, gießen nämlich Wasser unter ihren Wein, sie verdünnen den Alkohol, oder wollen wir sagen, den Giftgehalt des Weines, damit er

den Gästen nicht so rasch in den Kopf steige. Gerade so wie diese menschenfreundlichen Wirtze, macht es die Natur, sie gießt reine Luft in die giftgeschwängerte Luft, sie verdünnt sie, und macht sie dadurch unschädlich. Aber wir müssen der Natur helfen bei diesem Verdünnungsprozesse, sie liefert uns nur die Materialen dazu, und wir müssen selbst Hand anlegen.

Der geneigte Leser weiß aus dem Kalender, was die Luft für Eigenschaften hat, namentlich auch, daß sie sich vermöge ihrer Expansionskraft oder Ausdehnungsfähigkeit stets nach den drei Richtungen des Raumes ausbreitet. Und diese Eigenschaft ist es, die sie zu einem vorzüglichen Verdünnungsmittel macht. Nehmen wir z. B. an, es entwickle sich an einer gewissen Stelle irgend ein Ansteckungsstoff, so daß sich in einem Kubikmeter Luft 1 Pfd. oder 1/2 Kilogramm Gift befinde, so wird auf 10 Meter Entfernung von dieser Giftquelle die vergiftete Luft sich vermöge der Expansionskraft so sehr verdünnt haben, daß in einem Kubikmeter Luft sich nur noch der 10 mal 10 mal 10, oder 1000ste Theil eines Pfundes Giftstoff befindet, denn das Pfund Gift hat sich jetzt in einen Lustraum vertheilt, der 10 Meter lang, 10 Meter tief und 10 Meter hoch ist. Fürchtet der geneigte Leser auf 10 Meter Entfernung von dem Giftherd immer noch für seine Gesundheit, so nehme er eine Entfernung von 100 Meter, so wird in einem Kubikmeter Luft nur noch der 100 mal 100 mal 100 oder 1/1000000 ein millionenste Theil eines Pfundes Gift sein, und jetzt ist der geneigte Leser in Nummer Sicher, denn dieses verdünnte Gift mag er ganz ruhig einathmen. Am Wasser ist dieses Beispiel noch deutlicher zu machen. 1 Loth oder ca. 14 Gramm Blausäure mit 1 Liter Wasser verdünnt, bringt noch einen Menschen um, schüttet man aber das Loth Gift in ein Faß Wasser, das 1000 Liter faßt, so kann einer, wenn er recht Durst hat, das ganze Faß austrinken, und wenn ihn das Wasser nicht umbringt, das Gift thut ihm nichts. Denn alle Giftstoffe, unendlich stark verdünnt, machen keine schädliche Wirkung mehr. Hieraus ist aber zu lernen, daß man einen in der Luft befindlichen Ansteckungsstoff dadurch bedeutend, ja ganz, abschwächen kann, daß man ihn recht viel und immer während frische Luft beiströmen läßt. In Krankenzimmern, wo Typhus, Platten-, Cholera-, oder andere Kranke mit faulig stinkenden Wunden liegen, befindet sich aber immer ein ansteckender Giftstoff, die Luft ist vergiftet und ein wahrer Infektions- oder Ansteckungsherd. Sperret man nun aus altem Vorurtheil die Fenster zu und verkleistert, um ja recht vorsichtig zu sein, alle Ritzen, so muß die eingesperrte Luft, da sich immer neuer Ansteckungsstoff entwickelt, natürlich immer giftiger werden. Sperret man aber die Fenster auf, läßt nun stets frische Luft hinein, und jagt die schlechte hinaus, d. h. sorgt man für gehörige Ventilation, so wird das Gift vertheilt, die vergiftete Luft verdünnt und unschädlich gemacht. Das ist die gewaltige Wirkung des Ventilationsystems in der Heilkunde. Die frische Luft geht unbarmherzig mit diesen Giftstoffen um, und diese können sich nicht so rasch ersetzen oder nachwachsen, als ihre Feinde, die Luft, sie in alle vier Winde zerstreut; denn die Luft wirkt ununterbrochen verdünnend, aber die Ansteckungsstoffe brauchen Zeit, um sich stets wieder frisch zu erzeugen.

Diese Ventilation, diese früher so sehr gefürchtete Luft, feiert wirklich den höchsten Triumph in der Verbütung und in der Heilung von ansteckenden Krankheiten. Die Luft ist deshalb auch erstes und oberstes Desinfektionsmittel.

Stets frische Luft, Lüftung der Fenster, aber tüchtig und öfters ausgeführt, ist das beste Schutzmittel gegen Menschen- und Thierseuchen. Gegen Influenza der

Pferde gibt es gar kein besseres Mittel und der Aufenthalt der Pferde in freier Luft ist die beste Medizin; wenn sie dabei auch lange Haare bekommen sollten, es ist doch immer besser ein langhaariges, als ein krepirtes Pferd. Ein Professor an der Centralthierarzneischule in München, auch ein Freund der frischen Luft, sagt: Bei der Influenza darf nicht mediziniert werden; sobald diese Geuche ausbricht, müssen alle Pferde, gesunde und kranke, in's Freie gelassen werden. Jeder Thierarzt, welcher dem zuwiderhandelt, und den Pferden in den Ställen mit Arzneien zu Leibe gehen will, der versteht sein Handwerk nicht, und sollte zur Strafe seine Medizin selber verschlucken müssen. Das wäre zwar eine pferdemäßige Strafe aber gerecht. — Heute lassen alle großen und berühmten Spitalärzte bei Blattern, Scharlach u. s. w., überhaupt bei allen Ansteckungskrankheiten, mögen sie heißen wie sie wollen, Tag und Nacht die Krankenzäle lüften, d. h. permanent ventiliren, und seit die Herren Hof- und Medicinalräthe die frische Luft als Aesthenzmittel angenommen haben, machen sie die besten Kuren.

Aber nicht nur in die Spitäler, auch in die Haushaltungen wollen wir einen Blick werfen. Wie mancher Beamter, Schreiber, Handwerker, die den ganzen Tag im dicken, geschlossenen Zimmer sitzend oder stehend, schreiben, rechnen, hämmern, feilen, pappen, klagen über Kopfschmerz, über eingenommenen Kopf. Abends wollen sie ihrem Kopfschmerz entlaufen und gehen in's Wohnhaus; man muß sich doch ein wenig zerstreuen und hören, was es Neues gibt. Aber in der dumpfen Wohnstube hört der Schmerz nicht auf, und man geht nach Hause und legt den eingenommenen Kopf in's Bett, in einem kleinen Schlafzimmer, in dem das Problem gelöst ist, ein halbes Duzend Betten und Bettchen unterzubringen und in welchem ein halbes Duzend Menschen 6—8 Stunden lang atmen und ausdünstet. In der Nacht wird der Kopfschmerz nur noch ärger, und am andern Morgen ist der Schädel wüth und dumpf. Der Mann brummt beim Frühstück und verbroffen geht er an die Arbeit. Was ist daran Schuld, daß der Mann übler Laune ist, daß er mit seinem eingenommenen Kopfe nicht weniger als einnehmend ist? Da ist die Luft daran schuld, und zwar die schlechte Luft, der Mangel an Ventilation, der Mangel an reiner, frischer Luft. In dieser schlechten Luft der Arbeitsstube, des Wohnhauses, des Schlafzimmers ist viel zu wenig Sauerstoff und viel zu viel Kohlenäure enthalten, und Kohlenäure in die Lunge und durch diese in das Blut gebracht, ist giftig, und das macht den Kopfschmerz.

Die Luft, die wir in Theatern, Bierhäusern, Kirchen u. einathmen, wenn die Lokale nicht besonders gut ventilirt sind, wo man also die Luft erst aus der zweiten und dritten Hand bekommt, d. h. erst wenn sie schon wiederholt ein paar hundert fremde Lungen, Nasen und Rachen passiert hat, diese Luft ist nicht mehr die appetitlichste, und ist mit Rauch, Staub, Kohlenäure und allerlei Gerüchen verunreinigt; sie enthält alles Mögliche, nur keinen Sauerstoff mehr, und ist nicht mehr tauglich zum Athmen. Da wo aber der Sauerstoff in der Luft fehlt, da bekommt man Lusthunger, Schwindel, Angstgefühl, kalten Schweiß, Kopfschmerz, wie dies gewiß schon Jeder an sich selber erfahren hat, nur wußte er nicht wovon. So hat erst kürzlich der Hinkende in einer Kirche einen Schwindelanschlag bekommen, er weiß aber nicht gewiß, kam es von der Luft oder von der Kanzel, von der gerade das Dogma der Unfehlbarkeit verkündet wurde. Es wurde ihm erst wieder wohl, als er die Kirchenthür wieder hinter sich hatte.

Wenn so ein Beamter, Künstler oder Handwerker, der in seinem dumpfen Geschäftszimmer, in der schlecht-

ventilirten Bierhalle, oder in seinem engen, überfüllten Schlafzimmer sich sein Kopfweiden geholt hat, der kann es los werden auf die einfachste Weise. Er gehe in's Freie, mache — um recht tief zu athmen, — einen Spaziergang hügelan, damit er in vollen Zügriff frische Luft genieße, er „kneipe“ Sauerstoff, und sein Kopfschmerz wird meistens verschwinden, wie weggezaubert.

Noch eine andere gute Eigenschaft hat man in neuerer Zeit in der Luft entdeckt, sie ist auch gut gegen äußerliche Krankheiten. Eine sehr gute Methode, um Brandwunden, wuchernde, schwammige, leichtblutende Geschwüre rasch zu heilen, ist die, daß man beständig Luft zu bläst. Man nimmt einen gewöhnlichen Ofenblasball und bläst damit des Tages zwei bis dreimal 10 bis 20 Minuten lang die Wunde an, bis sich ein dünnes trodenes Häutchen gebildet hat. Die Citerung hört sehr bald auf, es bildet sich eine Kruste, ein fester Schorf, und die Wunde vernarbt sehr rasch. Wer's nicht glaubt, der stecke die Hand in's Feuer, bis sie ein wenig angebraten ist, dann kann er's selber mit einem Blasbalge probiren.

Ein ventillirter Mensch wird aber nicht alle Arbeit der frischen Luft überlassen, er wird ihr ihre ärztliche Praxis nicht dadurch erschweren, daß er selber schlechte und vergiftete Luft erzeugt. Dieß thut er aber, wenn er, im Falle er ein Landwirth ist, den Misthaufen gerade vor seinen Fenstern anlegt, so daß er den Stolz seiner Landwirthschaft in allen Stuben riechen kann; dieß thut er, wenn er durch den Abtritt sein ganzes Haus verpestet läßt, und namentlich, wenn er seinen Abtritt zum Wetterpropheten macht, und sagen kann: „Das Wetter ändert sich, der Abtritt riecht.“ Dieß thut er, wenn er die schlecht gemauerte Abtrittgrube neben den Brunnen legt, so daß dieser vergiftet wird, und das Gift, der Ansteckungsstoff, in jedem Glase Wasser, in jeder Tasse Kaffee getrunken, und in jedem Teller voll Suppe gegessen werden muß. Aber nicht allein der Brunnen wird durch solche unglückselige Abtrittgruben zu einer Giftquelle gemacht, der ganze Boden ringsum wird mit Ansteckungsstoffen gefüllt, welche sich durch den Regen lösen, durch die Hitze verbunsten, und die Luft, die man einathmet, vergiften. Und da wundern sich die Leute, wenn auf einmal in einem solchen Hause der Typhus ausbricht, und davon die halbe Familie zu Grunde geht, und sind doch jahrelang mitten drin im Gifte gegessen.

Wohl gemerkt also! In der Ventilation, in der frischen Luft liegt das sicherste Mittel gegen alle Ansteckungskrankheiten. Wer Ohren hat, der höre und handle! Wer also selber gerne gesund bleiben will, und eine Freude hat an einer gesunden Frau und an gesunden Kindern, wenn er jährlich viele Gulden sparen will für Doktor und Apotheker, der nehme sich die frische Luft als Hausarzt. Er lasse täglich wenigstens zweimal, in der Frühe und am Abend, alle Zimmer seines Hauses lüften; bei herrschenden Krankheiten muß dieses mit verdoppelter Aufmerksamkeit, muß es beständig geschehen. Er wähle das größte und luftigste Zimmer zu seinem Familienschlafzimmer, denn in diesem lebt und athmet die Familie die längste Zeit, und je größer der Raum, desto mehr verdünnt sich die erzeugte schädliche Luft. Er verbanne die Misthaufen weit aus dem Bereiche seiner Niechorgane, und lege den Abtritt so an, daß er nicht als Wetterprophet dient, dazu ist ein Quecksilberbarometer viel zuverlässiger und auch viel gesunder. Dunggrube und Brunnen halte er stets für die erbittertsten Feinde, und lege sie so weit auseinander als möglich, den die bestgemauerte Dunggrube kann auf die Dauer das Wasser nicht halten und vergiftet die ganze Umgebung. Am besten ist, wer es machen kann, gar keine

Dung- oder Abtrittgrube, sondern bei den Abtritten das sogenannte Tonnenystem, wo die Auswürfe nicht in Gruben, sondern in tragbaren Tonnen oder Fässern gesammelt und jeweils abgeführt werden. Doch über dieses für die Gesundheit so wichtige Kapitel, der Anlage der Abtritte, wird der Hinkende noch eine besondere Standrede halten müssen.

* * *

Der Hinkende hat in seiner Standrede der Luft viel Ehre angethan, und doch ist sie eigentlich ein Revolutionär. Ein Revolutionär in der Heilkunde, weil diese ebenedem so verläumdete Mischung aus Sauer- und Stidstoff wie der Gottseibeiuns gefürchtet war, und heute dagegen hochgeachtet dasieht als ein wundervolles und gewaltiges Gesundheits- und Heilmittel. Früher wie ein tobbringender Dämon aus allen Krankenzimmern verbannt und verdammt, wird heute dieselbe Luft durch alle Schleusen, sogar künstlich, den Krankenstuben zuzuführen gesucht. Ist das nicht Revolution? Aber eine Revolution, erfolgt durch die Fortschritte der Wissenschaft, durch den Umschwung des Wissens. Jeder gefundenen Revolution folgt aber eine Reformation, und die Ansichten unserer Aerzte über Heilkunst haben große Reformen erlitten. Der alte Zeitopf, der nur hinter dem Ofen und mit Pillen und Mituren kurirte, ist abgeschnitten, und die Luft, die frische Luft kurirt ohne Arzneien und ohne Krankenbett. Darum hatte der Mann recht, der da sagte: „die Heilkunst fängt eigentlich da erst an, wo das Rezept schreiben aufhört.“

Doktor und Apotheker.



In einem kleinen Landstädtchen einer armen Gegend wohnte ein Doktor, der sich ebensowohl durch die Güte seines Herzens als durch die Güte seiner Rezepte auszeichnete, zwei Eigenschaften, die nicht jeder Doktor in sich zu vereinigen pflegt. Der Mann hatte sich vor vielen Jahren in dem Städtchen niedergelassen, und in einer fünfundsiebzigjährigen Thätigkeit es kaum zu etwas anderem gebracht, als zu seinem sechszigsten Jahre. Dieß war aber meist seine eigene Schuld, denn er besaß einen, wahrscheinlich angeborenen, Abscheu vor allen denjenigen Thätigkeiten, die mit dem Einnehmen von Geld in irgend einer, wenn auch

entferntern Beziehung standen, und so gewissenhaft er sich in Ausübung seiner ärztlichen Pflichten zeigte, so sehr vernachlässigte er den merkantillischen Theil seines Berufes, weshalb auch mehrere seiner Kollegen der Ansicht waren, der Mann müßte verrückt sein. Einige seiner näheren Bekannten, die es aufrichtig gut mit ihm meinten, hatten schon vor mehreren Jahren den Versuch gemacht, ihn auf eine erspriesslichere Bahn zu leiten, und hatten ihm ein großes, elegant gebundenes Kontobuch verehrt, über welches der Doktor auch eine außerordentliche Freude bezeugte; er schrieb auch sogleich mit großen Buchstaben seinen Namen „Dr. Gier“ auf die erste Seite, ja einige seiner intimen Freunde stellten die Behauptung auf, er habe in der ersten Aufwallung sogar ein halbes Duzend Blätter liniirt. Als dieser erste Enthusiasmus vorüber war, stellte sich eine kühlere Auffassung ein, und Dr. Gier zog es vor, anstatt die Blätter des Kontobuches mit seinem Guthaben an seine Patienten zu bedecken, sie zur Aufzeichnung sehr genauer und zuverlässiger Beobachtungen über die meteorologischen Verhältnisse der Gegend zu benützen.

Da Herr Gier keinen Kreuzer Vermögen besaß, so ging es bei ihm oft recht knapp zu, und er war lediglich auf das angewiesen, was ihm der gute Wille der Bevölkerung für seine vielen Bemühungen zu Theil werden ließ; denn der gute Doktor hatte in seinem ganzen Leben auch nicht eine einzige Rechnung für ärztliche Bemühungen gemacht, oder das schwache Gedächtniß seiner zahlungsfähigen Patienten durch Mahnbriefe aufzufrischen gesucht. Dafür stand er aber auch unter dem besonderen Schutze der ganzen Gemeinde, und seine Arglosigkeit in materiellen Angelegenheiten wurde nur benutzt, um ihn gar nicht oder schlecht zu bezahlen, aber ihn zu betrügen wäre gefährlich gewesen. Ein alter, schlauer Bauer, der den Versuch gemacht hatte, dem Doktor ein Kasten Brennholz für zwei zu verkaufen, wurde förmlich in die Acht erklärt, er konnte sich in keinem Wirthshause mehr sehen lassen, ohne verhöhnt zu werden, als ob es sich um ein Kapitalverbrechen handle, während sonst dieser Holzweg kein ganz ungewöhnlicher Weg ist, um sich zu bereichern.

Wie der gute Dr. Gier gar keinen Feind hatte, so haßte er noch viel weniger irgend einen Menschen; nur von einem einzigen gestand er sich, nicht ohne leise Selbstvorwürfe, daß er ihn „nicht recht leiden“ möge, und dieser Eine war trauriger Weise gerade der, der sein treuester Verbündeter hätte sein sollen, der Apotheker, Herr Spender. Und in der That bestanden ganz außerordentliche Gegensätze zwischen diesen beiden Persönlichkeiten und ihrer Umgebung. Zunächst war Herrn Spenders Kontobuch ein wahrer Greuel für Herrn Gier, denn es konnte nach seiner Ansicht gar kein Gegenstand von dickerem und unverschämterem Ansehen geben, als dieses Kontobuch, wozu noch ein eigenthümlicher fettiger Glanz beitrug, der Herrn Gier in hohem Grade mißfiel, und der mit einer ähnlichen fettigen Stelle unter dem linken Rockärmel des Apothekers korrespondirte, wo dieser seinen Liebling, wie der Geistliche sein Brevier, geraume Zeit des Tages über bei sich zu führen pflegte, und es mindestens ebenso eifrig studirte, wie der Geistliche sein Brevier, und augenscheinlich mit größerem Behagen. Zudem war es dem Doktor sehr wohl bekannt, daß Herr Spender keineswegs bloß aus Ordnungsliebe jenes häßliche Buch mit so viel Gewissenhaftigkeit führte, sondern — so meinte Dr. Gier — es sei mit den Thränen und Seufzern seiner Patienten geschrieben, und es gäbe kein noch so winziges Bößchen in demselben, welches der Apotheker nicht auf die eine oder andere sinnreiche Weise einzutreiben verstanden hätte. Dabei hatte Herr Dr. Gier das un-

belegliche Gefühl, daß Herr Spender im Vollgeföhle des Uebergewichtes seiner Buchführung eine tiefe, stille Verachtung gegen ihn hege, und dies reichte schon hin, um zu bewirken, daß die Beiden stets mit einem leisen Achselzucken an einander vorüber schritten. — Außer dem Grolle gegen das Kontobuch des Herrn Spender hegte Herr Gier einen beinahe noch größern gegen dessen Sessel, auf welchem Herr Spender in der Feinsternische der Ruhe zu pflegen und sich dem Genuße des Studiums seines Kontobuches hinzugeben gewohnt war. Dr. Gier verglich diesen Sessel mit einem seinem Herrn ähnlichen, dürrern, langen und harten Knochengeriße, von dem er behauptete, daß nur ein Mann von der Gefühllosigkeit Herrn Spenders überhaupt auf ihm sitzen könne. Herr Spender seinerseits war von ähnlichen Geföhlen gegen den rundlichen, wohlgepolsterten, ledernen Sorgenstuhl des

Dr. Gier besetzt; er nannte ihn einen aufgeblasenen Frosch (mit dem er auch wirklich einige Ähnlichkeit gehabt haben soll) und hegte ein ungünstiges Vorurtheil gegen alle Menschen, die er einmal hatte darauf sitzen sehen, oder von denen er den Verdacht hegte, sie könnten fähig sein, dies jemals zu thun. Auch ihre übrigen Besitztümer sahen die beiden Herren gegenseitig mit kritischen Augen an, wenn die Gegenstände sich auch nirgends so weit zuspitzten, als bei den Kontobüchern und den Sesseln. Und doch war noch ein Gegenstand in der Haushaltung des Apothekers, der trotz seiner Lieblichkeit, oder gerade deswegen, einen weitem Grund abgab, die Antipathie des Doktors gegen Herrn Spender zu verstärken, und dieser Gegenstand war ein junges, blühendes Mädchen, dessen Mündel. Diese Mündel war aber nicht nur jung und hübsch, sondern sie war auch sehr wohlhabend, und außer

der Führung seines Kontobuches war es eine Hauptbeschäftigung des Apothekers, sein und seiner Mündel Vermögen zu verwalten und zu vermehren, und das Mädchen zu hüten, daß es keine dummen Streiche mache, d. h. daß es sich nicht in irgend einen jungen Mann verliebe, der weniger Vermögen habe als sie, welche Menschenklasse er im Allgemeinen mit der Bezeichnung „Lumpen“ zu charakterisiren pflegte.

Das wäre nun allerdings für Herrn Gier kein Grund gewesen, seine Antipathie gegen den Apotheker zu steigern, wenn er keinen Neffen gehabt hätte; so aber hatte er einen, und zwar einen, der eine Verwaltersstelle auf einem benachbarten Gute, Gesundheit, Kenntnisse und ein gutes Herz besaß, aber kein Geld, und der gleichwohl des Apothekers Mündel liebte, und von ihr wieder geliebt ward, und sie hatten sich Treue geschworen für

die Ewigkeit und noch einige Wochen darüber hinaus. Der Apotheker war dahinter gekommen und hatte während sein Kontobuch an die Wand geworfen, und weder Bitten noch Thränen seiner Mündel machten den geringsten Eindruck auf seine, durch die vielen chemischen Dünste wahrscheinlich mit einer Drybschichte überzogene pharmazeutische Seele. „Wenn mir der Lump, der Habernichts, das Haus betritt, so — so — vergifte ich ihn!“ das war der Trost, den er dem armen Mädchen gab. Auch Herr Gier ließ es nicht an freundlichen, väterlichen Ermahnungen gegen seinen Neffen fehlen, denn sein Zartgefühl gestattete ihm nicht, ein Verhältniß zu begünstigen, das leicht als Spekulation auf das Vermögen des Mädchens hätte gedeutet werden können. Aber seine Bitten, seine Ermahnungen, selbst seine Drohungen waren vergebens: „Sie, oder keine!“ rief der Neffe und



Der Doktor nahm die Pfeife aus dem Munde und schaute dem erhitzen jungen Peter Arbez, in Feuer und Rauch ausgehen, nur nicht so gründlich, weshalb er auch niemals heilig gesprochen werden wird. — In dieser inquisitorischen Beschäftigung wurde er durch seinen Neffen unterbrochen, der ohne anzuklopfen in das Zimmer herein stürzte.

Der Doktor nahm die Pfeife aus dem Munde und schaute dem erhitzen jungen Mann erstaunt in das Gesicht: „H, mein Junge, was soll's, was gibst's? Du siehst ja ganz desparat aus!“

„Ich bin's auch, lieber Onkel!“ rief der junge Mann, warf zornig die Mütze auf einen Stuhl und stürzte im Zimmer auf und ab. „Ich bin's auch! Das ist unerträglich, das ist infam! Der alte Pflasterermeister! Aber er muß mir vor die Klinge, oder ich muß mich mit ihm schießen! Bei Gott, ich thue es!“

„Was?! Schießen?! Mit wem?!“ fuhr der Doktor auf

und streckte zur Bekäftigung seines Schwures fünf Finger gegen die Decke von seines Onkels Studirzimmer.

Das war's, was die Antipathie des Doktors gegen den Apotheker noch vermehrte, und sein weiches, empfängliches Herz litt unter dem Herzeleid der beiden jungen Leute.

Der Doktor sah am Vormittag eines regnerischen Tages in seinem runden, ledernen Sorgenstuhl, und dachte mit so viel Ingrimm, als er überhaupt zu fassen fähig war, an den Apotheker. Das abscheuliche Weiler draußen war nicht geeignet, seiner Laune eine rosigere Färbung zu geben, und so blieb er denn dicke Rauchwolken aus seiner langen Pfeife gegen die Zimmerdecke, und sah ihnen mit einer überaus drohenden Miene bis zum völligen Verschwinden nach. Es war die einzige Art und Weise, in der er bis jetzt seine Widersacher zu züchtigen gewohnt war, er ließ sie, ein zweiter Peter Arbez, in Feuer und Rauch ausgehen, nur

„Mit dem alten Menschenvergifter und Pflasterfchmierer, dem Spender!“

Der Doktor brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Sie haben gut lachen, Dntel!“ rief der Nefse und warf sich in einen Stuhl, „doch hören Sie nur, es geht Sie auch an. Ich gehe vorhin an der Apotheke vorbei, um meiner guten Hedwig Fensterparade zu machen — wir haben uns 8 Tage nicht gesehen und eine ehrliche Fensterparade wird doch noch erlaubt sein? — da steht auf einmal statt der Hedwig der lange Apotheker am Fenster, winkt mir freundlich mit der Hand und sagt:

„Guten Morgen, guten Morgen! Auch schon munter?“ Ich traute meinen Ohren nicht und schaute mich um, ob der Gruß nicht einem Andern gegolten habe, aber es war Niemand weit und breit. Also lachte ich meine Wütze und sagte: „Guten Morgen Herr Spender.“

„Wollen Sie ein wenig hereinspazieren, Herr Gier, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.“ sagte der Apotheker wieder und verjog sein großes Maul bis an die Ohren was — wie Sie wissen, lieber Dntel — bei ihm ein freundliches Lächeln bedeutet. Himmel, dachte ich, am Ende ist der Alte in sich gegangen und will uns jetzt gleich den Segen geben, und mit zwei Sägen war ich die feinere Treppe oben in der Apotheke. „Hier herein, mein lieber Herr Gier, hier herein.“ sagte Herr Spender mit freundlichem Grinsen, und bekomplimentirte mich in das Wohnzimmer. Ein schöner Segen, der mich hier erwartete; meine Hedwig saß weinend auf dem Sopha, und der alte Giftmischer schlug die Arme über einander, rünzelte die Stirne und schrie mich an: „Was untersehen Sie sich mit meiner Mündel zu liebeln und wie eine Kage um mein Haus herum zu schleichen? Da wird nichts daraus, in aller Ewigkeit nichts! Das hab ich Ihnen sagen wollen, Sie Selbstschabel, Sie Habentichts! Und das können Sie auch Ihrem Herrn Dntel sagen, aus der Geschichte wird Nichts! Nichts! Nichts! Merken Sie sich's! Wenn Sie mich einmal in dem schmutzigen Ledersuhle Ihres Dntels sitzen sehen, dann erlaube ich Ihnen, sich um meine Mündel zu bewerben, ha, ha, ha! Bis dahin aber habe ich die Ehre mich zu empfehlen!“ Damit macht das Ungeheuer die Thüre auf und bekomplimentirte mich wieder hinaus. Unter der Ladenthüre winkte er mir noch höhnisch lachend mit der Hand und sagte: „Leben Sie wohl mein lieber Herr Gier! Danke für den freundlichen Besuch! Meine Empfehlung zu Hause.“ Ich bin fortgestürzt wie rasend, und da bin ich nun außer mir vor Wuth! Ist das nicht eine tödtliche Beleidigung, lieber Dntel?

Der Dntel hatte der Erzählung seines Nefsen aufmerksam zugehört, sein Gesicht hatte sich einigemal geröthet, aus seiner Pfefse waren wahre Gewitterwolken aufgestiegen, und als die Stelle kam mit dem schmutzigen Ledersuhle schien er sogar die Absicht zu haben, von seinem Stuhle aufzufahren. Jetzt sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig: „Tödtlich will ich die Beleidigung gerade nicht nennen, aber sehr unangenehm ist sie, ja sogar höchst unangenehmer Art, man könnte vielleicht selbst sogar sagen, sie verdiene eine kleine Züchtigung, ja ich meine wirklich, sie verdiene eine, obgleich Du eine kleine Lektion wohl verdient hast, mein Junge, denn ich habe Dich oft genug gewarnt!“

„Eine kleine Züchtigung? Eine große, lieber Dntel, eine große! der Kerl muß mir vor die Klinger!“ brauste der junge Mann auf und stieß mit seinem Stocke eine Terz in die Luft, als wolle er das Herz des Apothekers durchbohren.

„Nur ruhig, mein Junge.“ entgegnete Dr. Gier, indem er sich durch eine ungeheure Tabakswolke fast un-

sichtbar machte, „nicht Du, ich werde die Strafe übernehmen, denn ich fühle mich in der That selbst mit beleidigt! Schmutziger Ledersuhl? Ja wohl!“

„Was! Sie, lieber Dntel?“ entgegnete der Nefse mit ungläubigem Lächeln, „Sie, der keiner Mücke ein Leid zufügen kann? Sie wollen die Strafe übernehmen? Nein, nein, überlassen Sie mir die Rache, mit Ihrem Pfeifersdampfe thun Sie ihm doch nicht wehe!“

Doch der Dheim beharrte auf seinem Entschlusse, die Exekution an dem Apotheker selbst vorzunehmen: „Nur nicht so hitzig, mein Junge, mit Gewaltthätigkeiten ver gibt man sich nicht nur seine Würde, sondern man zieht sich auch noch Unannehmlichkeiten zu; ich werde deshalb die Sache mit List angreifen.“ Als der Nefse den guten Doktor von List sprechen hörte, ja sogar die Absicht vernahm, sich dieser ungewohnten Waffe bedienen zu wollen, brach er in ein Gelächter aus, das sich in so unanständiger Weise steigerte, daß der Dntel anfang empfindlich zu werden. Er erhob sich von seinem Stuhle, und nachdem er einige mächtige Dampfswolken von sich gestoßen hatte, wie der Besud bei seinem neuesten Ausbruche, kam die Lava in folgenden vernichtenden Worten: „Meinst Du, naseweiser Junge, weil ich im Ganzen vielleicht zu den weniger bösartigen Naturen gehöre, ich sei zu ein fältig Mittel und Wege zu erdenken, die Leute zu bestrafen, wenn ich es will? Bildest Du Dir ein, weil ich in der Regel nicht frage, ich hätte keine Krallen? Herr Spender soll meine Krallen fühlen! Schmutziger Ledersuhl? Na warte! Und so gewiß ich niemals in dem Knochengeriüste sitzen werde, das Herr Spender seinen Sorgenstuhl zu nennen beliebt, so gewiß wird seine Mündel niemals meine Nichte! Ich sage Dir, junger Fant, ich, ich werde den Apotheker bestrafen, und Du sollst bald erfahren wie. Kennst Du Phosphor? Junger Mann kennst Du Arsenik? Kennst Du Strychnin? Wie, was?“ Bei jeder Giftsorte hatte der Doktor eine Extra-Dampfswolke ausgestoßen und beim Strychnin hatte er seinen Nefsen am Rockragen gepackt als wolle er gleich eine kleine Vergiftung mit ihm vornehmen.

Der junge Mann war erschrocken einen Schritt zurück getreten: „Um Gotteswillen, lieber Dntel, was soll es mit den Giften?“ und er sah so besorgt in das Antlitz des Doktors, als dächte er an die Möglichkeit, der gute Mann sei plötzlich trübsinnig geworden, denn schon der Umstand, daß er von der Anwendung von List gesprochen, kam ihm sehr bedenklich vor. Doch schon hatte der Doktor seine gewohnte Ruhe wieder gewonnen, lächelnd gab er seinem Nefsen die Hand und sagte: „Beruhige Dich, mein Junge, von Vergiften ist vor der Hand keine Rede, und doch wird das Gift eine Rolle dabei zu spielen haben; ich habe so meine Idee. Und nun gehe, mein Junge, ich höre draußen einen Patienten die Füße abtragen; gehe an Deine Arbeit; Du sollst mit Deinem Dntel zufrieden sein, obschon Du es eigentlich nicht verdienst.“

Der Nefse hatte sich empfohlen und hatte einem armselig aussehenden Bäuerlein Platz gemacht, das aus einer Schüchternheit neben der Thüre stehen blieb und seinen regennassen Rücken auf der Tapete von des Doktors Studierzimmer abklatschte. Doch der gute Doktor war diese Höflichkeitbezeugungen schon gewohnt, und die Tapete auch, und so sagte er: „Guten Morgen, Martin, was bringt Ihr Neues? Hat Curre Frau der alte Wein gut gethan, den ich ihr geschickt?“

„Wohl, wohl, Herr Doktor, der Wein war schon recht, aber er ist schon lange all und . . .“

„Was!“ sagte Herr Gier erstaunt, „schon lange fertig? Er hätte wenigstens vier Wochen reifen müssen! Geheht nur, Martin, Ihr habt auch von dem Weine getrunken, was?“



Der Bauer blökte die Zähne: „Nur ein paar Tröpfle, Herr Doktor, meine Frau hats absolut haben wollen, und da hab ich halt nachgeben müssen. Aber jetzt Herr Doktor, hat sie wieder ganz grausame Magenschmerzen, das Mensch ist ganz elend und läberlich, und da hab ich halt ganz schön bitten wollen, von wegen dem Wein, und . . .“

Der Doktor lachte: „Ja, guter Martin, Wein kann ich Euch keinen geben, ich habe selber keinen mehr und muß Wasser trinken; aber ein Tränklein will ich Eure Frau verschreiben, das wird ihr auch gut thun, und Ihr brauchet ihr dabei nicht einmal zu helfen. Da ist das Rezept, tragt's in die Apotheke.“

Der Bauer schien mit dieser Aenderung in der Kurmethode seiner Frau nicht ganz einverstanden zu sein, denn er betrachtete das Rezept mit mißtrauischen Blicken, erst auf der beschriebenen, dann auf der unbeschriebenen Seite, worauf er die Prozedur in umgekehrter Reihenfolge wiederholte, dann sagte er: „Ja, Herr Doktor, wovon soll ich's aber bezahlen?“

„Geht nur,“ erwiderte freundlich Herr Gier, „ich will nichts für meine Mühe haben.“

„Ja, das weiß ich wohl,“ sagte der Bauer, „daß Sie nichts kriegen, aber der Herr Apotheker?“

Der Doktor lächelte. „Habt Ihr denn gar kein Geld?“ „Nicht einen rothen Heller!“ versicherte der Mann und schlug zur Bekräftigung an die Hosentaschen, die allerdings einen sehr hohlen, nichts sagenden Ton von sich gaben.

„Nun,“ meinte Herr Gier, „vielleicht borgt Euch Herr Spender, wenn Ihr ihm sagt, daß Eure Frau gar so arge Schmerzen hat.“

Der Bauer machte ein ungeheuer erstauntes Gesicht: „Der Spender? Der Herr Doktor machen einen Spaß! Der Spender spendet nichts, sagen bei uns daheim die Leute; der thät meine Frau sterben lassen, wenn er sie mit einem kreuzwerthigen Stück Bärendreck kuriren könnte. Können Sie mir kein Geld leihen, Herr Doktor?“

Herr Gier legte bedenklich den Finger an die Nase: „Ich glaube kaum, daß ich noch etwas habe,“ meinte er; und in der That bewährte sich diese Voraussetzung auf die glänzendste Weise, nachdem er an einer Anzahl der verschiedenartigsten und merkwürdigsten Dete nachgesehen hatte, wo er seine Einkünfte in einzelnen Pöschchen zu vertheilen pflegte, um so die Freunde zu genücken, zuweilen unerwartet noch etwas zu finden. „Leider kann ich Euch diesmal nicht helfen“, fuhr der Doktor bedauernd fort, „Allein ich hoffe, wenn Ihr recht fest versprechet, das Rezept bald zu bezahlen, läßt sich Herr Spender doch einmal erweichen.“

Der Bauer zuckte bedenklich die Achseln, machte einen Krachfuß und enifernte sich.

Dieser selbige Tag war der Geburtstag der verstorbenen Frau Spender. Herr Spender hielt es für eine der ersten Pflichten, die Geburtstage seiner Frau auf das Gewissenhafteste zu feiern, und es war dieser Beweis seines gefühlvollen Herzens um so rührender, als er diese Geburtstagsfeier erst seit dem Tode seiner Frau eingeführt hatte, denn Niemand konnte sich einer solchen Feier zu Lebzeiten der Frau Spender erinnern. Herr Spender soll überhaupt seiner lebenden Frau gegenüber seine zärtlichen Gefühle mit einer merkwürdigen Energie beherrscht haben, Niemand hat jemals gesehen, daß er seiner Frau gegenüber sich zu einer Zärtlichkeit hinreißen ließe, „ich mach Alles mit Geld ab“, pflegte er in dieser Beziehung zu sagen, und den einzigen Brief, den er jemals an seine Frau geschrieben, schloß er mit einem: „Dein Gatte

Spender,
Apotheker.“

Erst nachdem Frau Spender, in Verkennung der vorzüglichen Eigenschaften ihres Gemahls, es vorgezogen hatte mit einem gewissen Herrn Hans Mors, obgleich dieser noch magerer war als ihr Mann, durchzugehen, kamen in der Spenderschen Apotheke die Geburtstagsfeier an die Tagesordnung. Herr Spender pflegte diese Feste in einfacher und würdiger Weise dadurch zu feiern, daß er sich selbst irgend ein unschuldiges und wenig kostspieliges Vergnügen gönnte, sei es, daß er in seinem Contobuche schwelgte und die Außenstände abdirte, sei es, daß er mit einem Paß Rechnungen auf das Gericht wandelte, um säumige Schuldner zu verklagen, oder, wenn er sich zu Ehren seiner verstorbenen Gulasia ein ganz besonderes Vergnügen erlauben wollte, daß er seine Apotheke revidirte, seine Nase in die Büchsen und Flaschen steckte, und die Procente berechnete, welche deren Inhalt ihm noch einbringen konnten.

In dieser letzten menschenfreundlichen Beschäftigung finden wir den Apotheker heute, und wollen wir diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, um das Aeußere dieses merkwürdigen Mannes etwas näher zu beschreiben. Herrn Spenders Körper machte einen vorwiegend langen und dünnen Eindruck, denn auf dem Fußboden beginnend, endigte er erst in der Höhe der obersten Reihe von Büchsen, welche bereits dicht unter der Decke der allerdings etwas niedrigen Apotheke standen. Um diesem etwas hinfalligen Bau eine solide Basis zu geben und ihn im Gleichgewicht zu halten, trug Herr Spender an den Füßen ein Paar ungeheure Fülßschuhe, die, wenn ihr Herr hinter dem Labentische stand, mit den Spitzen unter diesem hindurch und auf der andern Seite hervorschauten, was auf die Kunden einen ernsten und melancholischen Eindruck machte. Im Gegensatz zu ihnen hatte Herr Spender einen kleinen Kopf, an dem sich vorn ein etwas runzliches Gesicht von einer schmutzigmatten Rhabarberfarbe befand. Die Nase, in Herrn Spenders Augen das bei Weitem edelste seiner Sinneswerkzeuge, war ein sehr breit angelegtes Niederorgan, hatte jedoch, um trotzdem auch in kleinere und ganz kleine Behälter riechen zu können, vom Schöpfer die sinnreiche Einrichtung erhalten, daß sie sich nach zurückgelegten zwei Dritteln ihrer Laufbahn plötzlich verjüngte, um in einer schnabelförmigen Spitze zu endigen. Die Augen zeigten sich klein und etwas phosphorescierend. Weit merkwürdiger als Herrn Spenders Körper war jedoch sein Rock. Schon der Geruch, der von demselben ausströmte, verrieth etwas Außerordentliches von einem Kleidungsstücke. Seine feinen Nuancirungen zu beschreiben würde der Feder des größten Schriftstellers zwar eine würdige, aber hoffnungslose Aufgabe gewesen sein, es hätten sich die herrschenden Grundzüge jedoch vielleicht durch eine genaue Mischung von Chlorwasser, mit Tymanian und etwas Rosenöl herstellen lassen. Herr Spender war sehr stolz auf dieses Kleidungsstück, das er seit Beginn seiner pharmazeutischen Thätigkeit bis in sein 25. Jahr treu gehegt, und nicht ganz mit Unrecht. Denn wenn durch eine plötzliche Katastrophe unsere arme Erde zertrümmert und zermalmt worden wäre, und nicht von Allem in der Natur sich erhalten hätte als dieser Rock, so würde nach langen Jahren ein gewandter Chemiker doch durch eine sorgfältige Analyse desselben ein richtiges Bild von der chemischen Constitution des irdischen Planeten seinem Zeitalter haben entrollen können.

Während Herr Spender in diesem Ornat den Geburtstag der Frau Spender festlich feierte, saß die arme Hedwig weinend in der Fensternische, und bekam die bitteren Bemerkungen zu hören, die der Apotheker, gleichsam zur Erhöhung der Geburtstagsfeier, jedesmal zum Besten gab, sobald er wieder in eine neue Büchse gerochen hatte, als ob er aus diesen Büchsen und Ja-

schon seine Gedanken rekrutirte. „Die Senneblätter sind etwas zerfressen, aber noch gut genug zum Abführen! Meinst Du, ungerathenes Ding, ich werde Dich von so einem hergelaufenen Habenicht's aus meinem Hause abführen lassen? — Mofchus hat der elende Doktor auch schon seit einem Jahre nicht verschrieben! Wovon denkst denn der, daß Unsereins Leben soll? Und dem seinem Neffen soll ich meine Mündel geben? Bah!“ — Jetzt mußte Herr Spender niesen: „Hasi!“ denn er hatte an Salviaatgeist gerochen. „Zur Gesundheit, Herr Vormund!“ sagte die Mündel. „Zur Gesundheit?“ knurrte der Apotheker, „eine schöne Gesundheit wenn ich mich jeden Tag wegen Deiner zu Tode ärgern muß! — Das Ensöl ist noch gut, die Thranen kommen einem in die Augen. Glaube nur nicht, daß deine Heulerei Dich etwas nützt! —

Opium ist auch keines mehr da! Bah! dummes Zeug, Opium! Da nimmt man sonst einen bittern Gegenstand, der thut's auch! Ha, ha, ha!“ Der Gedanke, daß ein bitterer Gegenstand es auch thue, wirkte auf Herrn Spender sehr so erheitend, daß er ganz vergaß, eine bittere Bemerkung gegen Hedwig daran zu knüpfen. Wenn diese aber glaubte, sie sei jetzt erlöst, so irrte sie sich, denn schon bei der nächsten Büchse ließ der Apotheker seine anzüglichen Redensarten wieder los, so daß endlich das gequälte Mädchen weinend sagte: „Aber Herr Vormund, ärgern Sie sich doch nicht so sehr, denken Sie doch daran, daß jeder Verdruß Ihnen Ihre Schmerzen wiederbringt!“ Diese Bemerkung hatte ihre vollständige Begründung, denn die sonst unüber-trefflich zähe und allen Einflüssen trotende Natur des Herrn Spender zeigte darin ihre schwache Seite, daß heftige Gemüthsbewegungen, Aerger oder Schrecken ihm nicht, wie andern Menschen, Herzbeklemmungen, sondern Magenkrämpfe machten, die so heftig waren, daß sie ihn nöthigten für einige Zeit seine gerade Haltung aufzugeben, und sich so weit nach vorn zu krümmen, daß uneingeweihte Zuschauer sich wunderten, warum Herr Spender seine Filzschuhe so anhaltend und leidenschaftlich betrachte. Die Warnung des jungen Mädchens war aber bei der heutigen Stimmung ihres Vormundes eine vergebliche, dieser beharrte auf seiner Beschäftigung und den sie begleitenden Redensarten.

Hedwig fühlte sich sehr erleichtert, als die Glocke läutete und ein kleines Bäuerlein in die Apotheke trat. Herr Spender hob langsam die Nase aus einer Büchse mit Assa fötida, deren Duft er mit Wollust eingefogen, und schauzte den Bauer an: „Was gibst's?“ denn einem arbeitsigen Zwischmittel gegenüber war der Herr

Spender stets grob, aus Prinzip. „Drum,“ sagte der Bauer, „hat mir der Doktor hier ein Rezept verschrieben, und das sollen Sie mir machen, hat er gesagt, der Doktor.“ „So, hat er gesagt?“ ästete der Apotheker höhnisch nach, „zeigt mir das Rezept. — Kostet 18 Kreuzer!“

„Ja, Geld hab' ich keines,“ sagte das Bäuerlein kleinlaut, „aber in ein Lager drei oder vier, da . . .“

Weiter kam das arme Bäuerlein nicht, denn als Herr Spender hörte, daß der Bauer kein Geld habe, schleuderte er einen funkelnden, grünspanfarbenen Blick auf den vermessenen Kunden, schöpfte in einem langen Athemzuge das erforderliche Quantum Lust und sprach oder vielmehr schrie nur das einzige Wort: „Herr-a-u-s!“ wobei er mit einem rollenden Basse begann, und im höchsten Diskante mit einem krähennden Tone schloß.



Glaube nur nicht, daß Deine Heulerei Dich etwas nützt!

Der Bauer war über diese ganz neue und unheimliche Vortragsweise so erschrocken, daß er sein Rezept im Stiche lassend schleunigst Fersengeld gab, und zum Doktor Eier rannte, um diesem sein Leid zu klagen, und sich bei ihm Rath's zu erholen.

Doktor Eier war inzwischen in der Züchtigung des Apothekers bereits bis zur dritten Pfeife vorgeschritten, und war sein Studierzimmer mit so dichten Wolken rächenden Tabakrauches erfüllt so daß der zürnende Doktor auf seinem Stuhle nur wie ein nebelhaftes Gebilde erschien. Jetzt erhob er sich und durchmaß sein Zimmer mit langen Schritten: „Ich fürchte fast,“ murmelte er, „der hartberzige Mensch verweigert ihm die Arznei! Aber dann wehe ihm! Dann kein Erbarmen!“ Der gute Doktor war mehr indigirt über die Möglichkeit, daß das arme Bäuerlein einen s. g. Mehrgang in die Apotheke machen

werde, als über die Beleidigung, die er und sein Neffe durch den Apotheker erlitten. Da wurde seine Aufmerksamkeit durch ein schwaches Pipsen auf den am Fenster hängenden Käfig gelenkt, in welchem ein Kanarienvogel eben Anstalten machte, in dem Tabaksqualme zu erstickn. Der arme Vogel war eine gute Portion Tabaksrauch gewohnt, aber einem solchen feuerpeinenden Berge, wie ihn heute der Doktor produzirte, drohte seine Natur zu unterliegen. „Armer Hans!“ sagte der Doktor, und öffnete rasch das Fenster, „ich habe es aber auch wirklich zu arg gemacht. So, Hans, da haßt Du frische Luft. So, so, Hans, bravo, da hüpfst er wieder auf's Stängchen. Jetzt sollst Du aber auch frisches Futter haben, armer Kerl!“ Der Topf, in welchem der Doktor das Vogelfutter zu bewahren pflegte, war fast leer, und als er den Rest ausschüttete, gewahrte er auf dem Boden des Gefäßes einen Gegenstand, der ihn



mit dem höchsten Entzücken erfüllte. Es waren einige ausnehmend schöne und glänzende Thaler, die, von ihrem Besitzer vor mehreren Monaten in höchst zweckmäßiger Weise in den leeren Topf gelegt, sich unter einer Masse darauf ungeschüttelten Vogelhaarens vortrefflich konservirt hatten. Geht Glanz erleuchtete die ganze Seele des Doktors, und was bisher nur wie eine blasse Idee in ihm gedämmert hatte, das strahlte nun auf einmal in voller Klarheit, und beinahe begann er zu wünschen, daß der arme Bauer unverrichteter Sache aus der Apotheke zurückkomme. Und wie das Glück selten allein kommt, so entdeckte der Doktor hinter dem Futtertopfe, der heute ein wahrer Glückshafen geworden, ein bestaubtes vergessenes Fläschchen mit der Aufschrift: „Morphium-Tropfen.“ Er hatte sie vor längerer Zeit für sich selbst bereiten lassen und sie waren nun völlig geeignet, dem Bauer das Rezept zu ersetzen, wenn es ihm Herr Spender verweigern sollte. In dem Gefühle des Besitzes dieser gewaltigen Mittel überkam den guten Doktor ein außerordentliches Selbstbewußtsein; er hielt es nunmehr für eine heilige Pflicht, gegen den Apotheker eine ernste Strafe zu erkennen; majestätisch ließ er sich wieder auf seinen Sessel nieder, die nebelhaften Gestalten der Minos und Rhodamanthus schwebten felerlich seiner Seele vor, und wie ein Ritter der Unterwelt, auf seinem Leberstuhle sitzend, erwartete er, in blaues Gewölke gehüllt, sinnenden Ernstes die Ankunft des Klägers. Und dieser, in Gestalt des Bäuerleins, kam, und berichtete den kläglichen Ausgang seiner Expedition. Der Doktor sagte nichts, er hatte es nicht anders erwartet, aber er lachte, und da er die Absicht hegte, in den Klang dieses Gelächters etwas Hehnisches zu legen, — ein Versuch, der ihm gänzlich mißlang — so brachte er fremdartige Laute hervor, die denjenigen des Apothekers nicht viel nachgaben, so daß der Bauer erschrocken nach der Thürschwelle griff, um Th zu salbiren. „Martin, was fällt Euch ein? dageblieben!“ rief der Doktor, nachdem sein Lachparoxismus sich gelegt hatte. „Hier habt Ihr eine Medizin, wovon Ihr Curer Frau zweifelhäufig 20 Tropfen einnehmt. Sie kostet nichts, ich schenke sie Euch, aber einen Gefallen müßt Ihr mir dafür thun, und noch eine Bestellung an den Apotheker besorgen.“ Doktor Gier setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb, indem er sich bemühte, seine Handschrift möglichst unkenntlich zu machen, einige Zeilen, wickelte den blanken seiner Thaler in das Papier und sprach zu dem Bäuerlein: „Jetzt, Martin, aufgepaßt! Dieses Papier bringt Ihr dem Herrn Spender, und sagt, es sei Euch von einem Unbekannten

zur Besorgung übergeben worden. Daß Ihr ihm aber nicht meinen Namen nennt! Verstanden? Er wird Euch hierauf ein kleines Packet übergeben und das bringt Ihr mir. Wenn dieses geschieht, so könnet Ihr nach Hause gehen zu Eurer Alten, die Arznei wird ihr gut thun.“ Der Bauer kratzte sich bedenklich in den Haaren: „Ja, aber Herr Doktor, wenn das ein Rezept ist und ich bringe kein Geld so schmeißt mich der Spender hinaus!“ Der Doktor lachte: „Diesmal nicht, Martin, diesmal wird er ganz höflich sein, geht nur getrost, auf meine Verantwortung.“

Nach 5 Minuten stand der Martin zum zweiten Male in der Apotheke, dem schrecklichen Spender gegenüber. Schnaubend empfing dieser das Papier, welches er mit der äußersten Verachtung zu behandeln beschloß, weil er einen Bettelbrief vermutete. Als er aber einen runden, harten Gegenstand darin fühlte (Herr Spender hatte die merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch gewisse Härten weich zu werden), wurden seine Züge etwas weniger streng, und sie erheiterten sich vollständig, als er beim Öffnen einen Thaler erblickte. Er betrachtete und prüfte den glänzenden Thaler, und nachdem er sich von dessen Echtheit überzeugt hatte, legte er ihn sorgfältig auf eine zufällig sauber gebliebene Stelle des Rezeptirtisches. Beim Lesen des Billetes aber stoh der Sonnenschein von seinem Antlitz und eine Wolke legte sich auf seine Stirne, denn das Schreiben lautete also: „Euer Wohlgeboren wollen die Güte haben, dem Weberbringer dieses eine Quantität Styrhain zu verabreichen. Ich bin dessegen bedürftig zur Vertilgung der Ratten, die in meinem Hause überhand genommen. Ergebenst
K. v. G.



Er betrachtete und prüfte den glänzenden Thaler.

Diese Giftbestellung wäre nun keineswegs geeignet gewesen, die gute Laune des Apothekers zu verderben, im Gegentheil, er würde mit größtem Vergnügen das Gift geliefert haben, um eine ganze Bevölkerung lebender Wesen in das Jenseits zu schaffen, aber nur mit polizeilicher Erlaubniß, und auf ein ärztliches Zeugniß hin, und dieses fehlte hier, er mochte den Zettel nach allen Seiten betrachten, es war keine Spur einer solchen Urkunde zu entdecken.

„Es geht nicht, es geht nicht,“ murmelte er grimmig vor sich hin und warf einen entsagenden Blick nach dem glänzenden Thaler, der ihn anlächelte, als wolle er sagen: „Es geht doch, Herr Spender, versuchen Sie es nur!“ „Wer hat Euch das Papier gegeben,“ fragte er den Bauern.

Der gute Martin kratzte sich hinter den Ohren, denn er merkte, daß jetzt seine Fertigkeit im Lügen in Anspruch genommen werde, und sagte: Es sei ein vornehmer Herr gewesen, er wisse nicht wer.

„Wo hat er es Euch gegeben?“ inquirirte der Apotheker weiter.

Um den guten Doktor möglichst wenig zu compromittiren, nannte der Martin einen entfernten Ort, Bugelbach, den er am Morgen passirte.

„Und wie wollt Ihr denn das — das Verlangte dem fremden Herrn bringen, wenn Ihr ihn nicht kennt?“ forschte der misstrauische Apotheker.

Doch der Martin war im Zuge und ließ sich durch eine solche Cuerfrage nicht verblüffen: „Ich solle es nur, so sagte der fremde Herr, im „Goldenen Löwen“ in Bugelbach abliefern.“

„Und wie kam der Herr dazu, Euch den Auftrag zu geben?“

„Drum hat der Löwenwirth dem Herrn gesagt, es sei eine gute Gelegenheit, da ich auch zur Apotheke gehen wolle, und ich, ich sei ein vertrauter Mann. Weiter weiß ich nichts; aber länger warten kann ich auch nicht, und wenn Sie nicht wollen, so geben Sie mir den Thaler wieder und ich gehe!“

Herr Spender kämpfte einen harten Kampf. Seitdem er Besitzer der Apotheke war, ist noch niemals ein Thaler auf dem Ladentische gelegen, der nicht sofort in die Ladentasse gewandert wäre. Und diesen zurückgeben, diesen glänzenden, blanken, ladenden Thaler? davon konnte natürlich keine Rede sein. Aber die Verantwortung? Und für einen ganzen Thaler Strychnin? das ist ja eine Unmasse, damit kann man ja eine halbe Welt voll Ratten vergiften. Für einen Viertels-Thaler wirds auch genug sein, und der Rest ist für das Nisste, denn dieses will auch bezahlt sein, und Redlichkeit geht über Alles. Diese letztere Erwägung des Herrn Apothekers gab den Ausschlag, der Thaler verschwand durch die messingbeschlagene Spalte, welche den Eingang zur Ladentasse bildete, in welcher Letzterer er klirrend niedersiel, um hier sein glänzendes Dasein zu vertrauern zwischen lauter schmutzigen Kreuzern, Groschen und Sechsern, die Resultate der Einnahme für Bärendreck, Lavendel und Jungfernlleder, welches die gangbarsten Artikel der Apotheke bildeien. Nach wog Herr Spender das Gift ab und schärfte dem Bauern auf das dringende ein, ja recht vorsichtig zu sein, denn es sei ein gefährliches Gift.

„Und darf man es nicht ein ganz klein wenig versuchen?“ fragte der Martin mit einem dummen Gesichte.

„Dummkopf! Nein! Dort ist die Thüre!“

Nach einigen Minuten war Doktor Gier im Besitze des Giftes, und das Bäuerlein wanderte im Bewußtsein einer guten That seelenvergnügt seiner Heimath zu, während der Apotheker etwas bedrückten Gemüthes sein Revisionsgeschäft fortsetzte. Er fuhr mit der Hand nach der Magengegend, ein Beweis, daß er doch nicht ganz ohne Besorgniß war wegen des Giftverkaufes. Fast den ganzen übrigen Morgen verspürte der arme Mann leichte Magenkrämpfe, als hätte er selbst ein wenig Strychnin verschluckt.

Doktor Gier hielt im tiefsten Frieden sein Mittagsschläfchen, und ein Lächeln der Befriedigung schwebte um seinen Mund. Als seine Kuckucksuhr 2 Uhr schlug, erhob er sich, warf sich in seine feierlichste Berufsleistung, ergriß seinen Bambus mit silbernem Knopfe, von dem die ganze Einwohnerschaft wußte, daß der Doktor ihn nur bei ganz besonders wichtigen Fällen zu führen pflegte, und stieg in seinen Hof hinunter, in welchem er fünf Minuten lang einen Dauerlauf machte, bis sein Athem rascher ging, sein Antlitz sich röthete und auf seiner Stirne Schweißtropfen zu erscheinen

begannen. Als er sich auf diese Weise genügend vorbereitet glaubte, verließ er sein Haus, marschirte im Geschwindschritte der Apotheke zu, unter deren Fenster er einen so heftigen Hustenanfall bekam, daß er nothwendig die Aufmerksamkeit des Herrn Spender erregen mußte. Dieser würdige Mann hatte von seinem Erkerfenster aus den eifersüchtigen Doktor bereits bemerkt, und murmelte für sich: „Was hat nur der alte Gier? Der läuft ja als ob es brenne! Und wahrhaftig, er hat seinen Bambus bei sich, da muß er einen gefährlichen Patienten haben!“ Die Neugierde und die Hoffnung auf ein theures Moschusrezept überwog seinen Groll, und rasch unter die Ladenthüre tretend, rief er dem Doktor, der gerade vorüber ellen wollte, zu: „Wohin so eilig, Herr Doktor? Ein gefährlicher Fall? Wie?“

„Ein sehr gefährlicher Fall,“ erwiderte der Doktor nach Athem schnappend, „ein plötzlicher Erkrankungsfall, auf dem Wege nach Bugelbach, Krämpfe und Konvulsionen!“

„Krä—K—r—ämpfe? Auf dem Wege nach Bugelbach?“ stotterte der Apotheker.

„Ja wohl, die Leute, die mich riefen, sagten, es liege ein Bauer am Wege nach Bugelbach, noch lebend zwar, aber steif wie ein Brett!“

Der Apotheker schien plötzlich von unbekannter Hand einen gewaltigen Stoß in den Rücken zu erhalten, wenigstens besand sich plötzlich seine Nase nur noch in einer spannenweiten Entfernung von seinen Hülzshufen, die er, die Hände auf den Wagen pressend, mit größerer Inbrunst zu betrachten begann, als dies je zuvor der Fall gewesen.

„Wa — was glauben der Herr Doktor?“ stammelte der Apotheker, nachdem er sich von seinem Krampfanfall erholt und sich wieder aufgerichtet hatte, „wa — was mag wohl die Ursache der Er—Erkrankung sein?“

„Wer kann das wissen?“ antwortete Herr Gier mit größtem Gleichmuth, „wahrscheinlich eine Vergiftung — Sie könnten mir auf alle Fälle einige Brechpulver mit auf den Weg geben.“

„Mit dem größten Vergnügen!“ schrie Herr Spender, und stürzte in seine Apotheke zurück und bereitete mit einer Gewandtheit, als sei er um 20 Jahre jünger geworden, ein so ungeheures Quantum Brechpulver, daß mit diesem Pulver ein ganzes Regiment hätte zum Uebergeben gebracht werden können.

„Was kostet das Pulver?“ fragte Herr Doktor.

„Beleidigen Sie mich nicht, lieber Herr Doktor, lassen Sie mir das Vergnügen, Ihnen gefällig, zu sein!“

Der Doktor sah den Apotheker mit maßlosem Erstaunen an: Der Kerl muß eine ganz furchbare Angst haben, dachte er, dann setzte er laut hinzu: „Danke, mein lieber Herr Apotheker,“ empfahl sich und schlug eilenden Schrittes den Weg nach Bugelbach ein. Als der Doktor sich entfernt hatte, stöhnte der Apotheker laut, dann rannte er in der Apotheke herum und rang die Hände, dann stürzte er in sein Schlafzimmer und sprang in das Bett, ohne sich erst mit der umständlichsten Operation des Kleiderausziehens zu befassen. Nachdem er fünf Minuten lang an die Decke seines Schlafzimmers hinaufgestiert hatte, schrie er nach seiner Mündel: „Hedwig, Kissen, einen heißen Deckel und meinen Kräutertee, ich will schwitzen!“ Das erschrockene Mädchen schleppte schleunigst die befohlenen Beruhigungsmittel herbei, der heiße Deckel einer Bratpfanne ward auf Herrn Spenders Magen placirt, ein ganzer Berg von Kissen über ihm aufgetürmt, und nachdem er eine solche Masse heißen Thees verschluckt, die ein Pferd hätte zum Schwitzen bringen können, zog er die Bettdecke über den Kopf. Seine Mündel setzte sich, seiner weitem Befehlen harrend, getreulich an sein Bett. Eine halbe Stunde lag Herr Spender ruhig und schweigsam,



plötzlich warf er die Bettdecke zurück und rief mit lauter Stimme: „Satteln!“

„Mein Gott, er fantasirt,“ klagte Hedwig, und schaute erschrocken in das gelbe Gesicht des Vormundes.

„Hörst du nicht?“ schrie dieser und sprang aus dem Bette, „Artemisia soll gesattelt werden!“

„Aber Sie wollen doch jetzt nicht reiten!“ jammerte das gute Kind, „Sie sind ja krank? Und aus dem warmen Bette auf das Pferd! Sie könnten sich ja den Tod holen.“

„Naseweises Ding!“ schrie Herr Spender und schleuderte die Hilschuhe von sich und zog hastig seine Stiefel an, „behalte deine Weisheit für dich! Zum dritten und letzten Male, Artemisia satteln!“

Hedwig sah keinen Ausweg, sie mußte den abenteu-erlichen Befehl erfüllen, und gab dem Lehrlingen den Auftrag, Artemisia vor-zuführen! —

Mit der Artemisia aber verhielt es sich folgender-maßen. Herr Spender war sehr schlecht zu Fuß, da ihm aber körperliche Bewegung Bedürfnis war, so hatte er schon vor 15 Jahren ein altes Pferd gekauft, welches sich durch ganz außer-ordentliche Tugenden aus-zzeichnete. Denn abgesehen, daß es sehr wohlfeil war, hatte es die löbliche Eigenschaft, niemals durch-zugehen, und endlich hätte es um keinen Preis, und wenn man ihm auch die größten Anerbietun-gen gemacht hätte, etwas anderes genossen als Stroh, und es war, als ob dieses sich sämtlich der Länge nach in seinem Leibe lagere, denn mit jedem Jahre schien das merkwürdige Thier län-ger zu werden, so daß man, wenn das Pferd aus dem Stalle kam, sich förmlich wundern mußte über die lange Zeit, die der ungebuldige Schwanz nötig hatte, um nach dem Pferdekopfe die Stallthüre zu über-schreiten. Es versammelte sich auch jeweils eine neu-gerige Menschenmenge vor dem Stalle, um dieses in-teressante Schauspiel zu gesehen. Dieses begabte Thier fand nach Verlauf einer halben Stunde vor der Thüre der Apotheke. Wer es so, gesenkten Hauptes, breit-purig, und unter keinen Umständen ein Ohr oder den Schweif bewegend, geduldig wartend stehen sah, wäh-rend sein Auge wirklich wie lauter Vermuth blickte, der mußte nothwendig von Takt seines Herrn bewun-dern, der ihm den pharmaceutischen Namen Artemi-sia gegeben. Herr Spender hatte in der Zwischenzeit in einer geräumigen, schmutzigen Ledertasche alle diejen-igen Stoffe gesammelt, von denen er jemals gehört, daß sie als Gegenstoffe gegen Strichnün angewendet worden seien. Diese Tasche hing er sich um die Schulter und machte Anstalten, unter Verschmähung der Steigbügel,

mittelft eines Stuhles sich in den Sattel zu schwingen während hinter dem Leibrosse der chemische Lehrling — mit einem Bügel bewaffnet — stand, um, sobald sein Herr das Zeichen gegeben, dem Lokomobile einzuhelgen. Man sieht, Herr Spender hatte für seine Lokomotive „Artemisia“ Holzfeuerung eingeführt. Jetzt schüttelte Herr Spender die Zügel und rief „Hi!“ der chemische Junge schlug hinten drauf und alsbald setzte sich das Vordertheil des Renners in Bewegung, nach einiger Zeit gefolgt von seiner hintern Hälfte.

Man kann nicht sagen, daß der Apotheker im All-gemeinen den Eindruck eines Mannes machte, der zum Kavalleristen geboren ist, heute aber erschienen seine equestri-schen Leistungen schon deshalb in einem beson-ders ungünstigen Lichte, weil er seiner Kollit halber die Steigbügel so hoch geschnallt hatte, daß seine Knie fast



Der Apotheker fuhr zusammen und hielt sich kramhaft am Sattelknopf.

seine Brust berührten, und ein Sporenstoß noch eine ziemlich hoch gelegene Stelle des Sattels getrof-fen haben würde. Glück-licherweise pflegte Herr Spender bei seinen Aus-ritten niemals Sporen zu tragen, weil er diese nach langjähriger Erfah-rung als ein Reizmittel kennen gelernt hatte, gegen welches seine Artemisia sich völlig unempfindlich zeigte. Inzwischen beweg-ten Herr Spender und sein Pferd sich sichtlich die Straße herab und beide nahmen in großer Uebereinstimmung den Weg, den Doktor Vier ein-geschlagen hatte, die ver-hängnißvolle Straße gegen Buzelbach. —

Der Doktor hatte, so-bald er die letzten Häuser des Städtchens hinter sich hatte, seine Schritte ge-mäßigt, und hatte sich als Belohnung für die ge-lungene Bestrafung des Apothekers einen gemüth-lichen Spaziergang in die Landschaft erlaubt, denn das Wetter hatte sich auf-geklärt, und die Sonne hatte ihre Herrschaft wie-der errungen. Er war bereits auf dem Rückwege begriffen und freute sich nach seiner Art über die herrliche Gegend, das Gezwitzher-ber Bügel, und den Duft der Felder, und in einem An-falle von übermüthiger Laune suchte er sogar mit seinem Bambus in der Luft herum. Da auf einmal brang ein Geruch in seine Nase, der unmöglich von den duftenden Feldern herkommen konnte, so ein Geruch der an Chlorwasser mit Thymian und etwas Rosenöl und somit nothwendig an den Apotheker erinnerte. „Da muß der Apotheker in der Nähe sein,“ murmelte Herr Vier, und richtig, bei einer Biegung des Weges erblickte er plötzlich vor sich Herrn Spender in seinem chemischen Rocke auf seinem Vermuthsgaule. —

„Gi guten Tag! Wo reitet Artemisia mit Ihnen hin, Herr Spender,“ fragte Herr Vier mit leisem Spotte. Herr Spender zog seinen Hut und neigte sein Haupt

bis auf diejenige Stelle, wo sonst in der Regel bei Pferden die Wähne sich zu befinden pflegt!

„Spazieren, Herr Doktor, spazieren. Um, hm! U—und,“ stotterte er, „Hochzuverehrender, wie se—hats mit—mit dem Pa—patienten, dem Bauern?“

„Bereits tobt,“ antwortete Herr Gier mit großer Gemüthsruhe; „interessanter Fall, Starrkrämpfe, wie ich sie schöner in meiner ganzen Praxis nicht gesehen habe.“

„Todt? Wirklich todt?“ seufzte der Apotheker, und machte mit seinem ganzen Leibe eine fortzieherartige Bewegung.

„So tobt als möglich, mausetodt,“ erwiderte der Doktor unbarmherzig.

Herr Spender stöhnte laut, was er aber alsbald mit einem scheuen Blicke auf den Doktor durch einen Husten zu maskiren suchte. „Ach, verehrtester Herr Doktor, Sie

erlauben mir wohl Sie zurückzubegleiten, — ich habe so selten die Ehre Ihrer Gesellschaft;“ dabei produzirte Herr Spender eines der schönsten seiner Reiterkunststücke, indem er durch energisches Zerkeln des rechten Zügels seine Artemisia dahin brachte, ihr Hintertheil mit dem Vordertheil zu verwechseln, d. h. umzuwenden.

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte Herr Gier, der mit Ersauern dieses schwierige Manöver betrachtet hatte, und indem er mit Rücksidt auf Herrn Spenders Pferd seine Schritte maßigte.

„Sagten Sie nicht,“ fuhr Herr Spender ängstlich fort, „der Verunglückte sei ein kleiner Mann gewesen, belleidet mit einem blauen Kittel und einem gelbrothen Halstuche?“

„Davon habe ich kein Wort gesagt!“ behauptete der Doktor ersaunt, „aber ich bewundere Ihre Desinstitutionsgabe, denn es verhält sich in der That so, buchstäblich. Oder haben Sie den Mann vielleicht schon gesehen? Ach, jetzt erinnere ich mich,“ setzte der boshafte Doktor hinzu, „die Leute sagen ja, der Mann sei kurz zuvor in Ihrer Apotheke gewesen. Es wäre dieß von Wichtigkeit für die gerichtliche Untersuchung, die ich alsbald veranlassen werde.“

Der Apotheker fuhr zusammen und hielt sich krampfhaft am Sattelnopf, obgleich diese Sicherheitsmaßregel bei dem sanftsten Charakter Artemisias durchaus nicht gerechtfertigt war. „W—as, ich ihn gesehen? In meiner Apotheke gewesen?! Wo denken Sie hin, lieber Herr Doktor! Ha, ha, ha! In meiner Apotheke gewesen!“ und dabei brach Herr Spender in ein gänzlich unmotivirtes krampfhaftes Gelächter aus. „Glauben Sie denn, daß ein Ver—Verbrechen vorliegt?“ fragte der unglückliche Apotheker, nachdem er wieder zu Athem gekommen war.

„Zuverlässig; wahrscheinlich eine Selbstvergiftung. Der Mann soll schon seit längerer Zeit schwermüthig gewesen sein wegen eines sehr schmerzhaften Leidens seiner Frau. Sie, Herr Spender, sind ja wohl sehr erfahren in der Ausmittlung von Giften und ich werde mir erlauben, Sie dem Gerichte als Experten zur Vornahme der chemischen Analyse vorzuschlagen.“

„Ich habe wohl sehr lange nicht, ja ich kann wohl sagen nie, eine derartige Untersuchung gemacht,“ stotterte der geängstigte Apotheker, der schon in Gedanken die farbigen Reaktionen seines eigenen Strychnins sah. „Uebrigens, geehrter Herr Doktor, möchte ich Ihnen rathen, die Sache fallen zu lassen, es gibt immerhin einen unangenehmen Skandal, und dem armen Tausel kann es ja doch Nichts mehr helfen.“

„Wo denken Sie hin,“ erklärte der Doktor mit großer Bestimmtheit, indem er sich auf seinen Stock stützte und dem Apotheker einen strengen Blick zuwarf, „wo denken Sie hin, mein Herr? Wollen Sie mich von meiner Pflicht abspenstig machen? Und dann bedenken Sie die Wissenschaft! Welchen Ruhm, welche Ehre für Sie, wenn es in den Zeitungen heißt: Es gelang der unvergleichlichen Wissenschaft des Chemikers Spender, obgleich bereits längere Zeit seit dem Tode verstorben war, in den innern Organen das unverkennbare Dasein von — Strychnin nachzuweisen.“

„Strychnin?!“ schrie der arme Herr Spender und schaute dem unbarmherzigen Doktor entsetzt in das Gesicht, „warum gerade Strychnin? Konnte nicht auch Arsenik?“

„Möglich, doch weisen die Symptome ganz entschieden auf Strychninvergiftung hin. Nun, wir werden ja sehen? gleich morgen früh, nach der Sektion, werde ich Ihnen den Magen und die Gedärme des Bauern schicken.“

Der Apotheker schüttelte sich vor Entsetzen, aber er traute sich nichts mehr zu sagen, ja er fürchtete, er habe schon zu viel gesagt und des Doktors Argwohn erregt. Dieser Doktor, dieser bisher so verhasste Doktor, war auf einmal für Herrn Spender ein Gegenstand der ungemessensten Ehrfurcht geworden, und trotz seines hohen Sitzes glaubte er den kurzen Doktor in unermeßlicher Höhe über sich zu sehen; denn der Doktor trug offenbar sein künftiges Geschick in seinen Händen. Und nun fiel ihm mit Zentnerlast auf die Seele, wie schönö er den Nerven des Doktors behandelt. „Wenn das der Doktor erfährt, so bin ich verloren,“ murmelte der Apotheker für sich, „ich muß eine Gelegenheit suchen, das Geschehene wieder gut zu machen.“

Und diese Gelegenheit fand sich früher als der Apotheker dachte.



Was mag sich denn mein Neffe hier im Walde herumtreiben.

Die beiden Herren nebst Artemisia waren an den Eingang eines kleinen frischen Gehölzes gelangt, dessen erquickender Schatten einigermaßen besänftigend auf das aufgeregte Blut des geplagten Apothekers wirkte, und seinen Gedanken und Sinnen gestattete, von der Strychninvergiftung sich andern minder gefährlicheren Dingen zuzuwenden. Und so gewahrte er denn eine schlankte junge Dame, die auf einer nur wenige Schritte entfernten einfachen Holzbank saß, und bei näherer Betrachtung erkannte er die blonden Flechten seiner Münder.

„Was mag sich denn mein Nefse hier im Walde herumtreiben?“ rief plötzlich der Doktor aus, und auch Herr Spender bemerkte jetzt den von ihm so schwer beleidigten jungen Mann, der, aus dem nahen Gebüsch hervortretend, einen großen Blumenstrauch in der Hand trug, mit dessen einzelnen Blumen er mit einer Gewandtheit, die auf große Uebung schließen ließ, das junge Mädchen bombardirte. Hedwig schien aber das Bombardement wacker auszuhalten, denn sie fing die Wurgeschosse behend mit ihrer Schürze auf, und erwiderte sogar die Kanonade mit übrigens ganz schlecht gezielten Schüssen. Die ganze Szene imitierte des sommerlichen Haines, unter lachendem Himmel, und begleitet von dem vielstimmigen Gesänge der Vögel hatte etwas recht Anmuthiges, und der gute Doktor empfand dies so lebhaft, daß ihm die Augen feucht wurden. Der Apotheker aber beschloß die Gelegenheit zu benutzen, um eine Versöhnung mit dem jungen Manne anzubahnen, die ihm die jetzt so wichtige Günst des Doktors erringen sollte.

Die jungen Leute waren so sehr in ihre botanisch-artilleristischen Uebungen verlest, daß sie die Ankunft Unberufener gar nicht bemerkten, und erst als Artemisia's interessantes Profil sich in der Gesichtslinie der beiden Artilleristen zeigte, fuhr das junge Mädchen mit einem Schredensrufe von ihrem Sitze auf, und starrte die Erscheinung ihres Vormundes an, während tödtliche Blässe ihr Antlitz bedeckte. Herrn Giers Nefse wurde dagegen um so röther, und indem er sich vor Hedwig stellte, nahm er eine trotzig Haltung an, als wolle er sie gegen den Apotheker schützen. Unbeschreiblich aber war das Erstaunen Hedwigs, als der Vormund den jungen Menschen h. Ach, ja sogar freundlich grüßte, und zu ihr selbst, die eine entsetzliche Szene erwartet hatte, nichts sagte als: „Ei! ei!“ indem er lächelnd mit dem Finger drohte.

Auch der Doktor lächelte, denn er kannte die Gründe des gewaltigen Umschwunges in der Gemüthsart des Apothekers, aber er ließ sein Opfer noch nicht frei. Deshalb sagte er zu seinem Nefsen, der seine trotzig Haltung noch nicht aufgegeben hatte: „Lieber Karl, du solltest doch heute Abend noch mein Sektionsbesteck nachsehen, es ist lange nicht benützt, und ich weiß, du verstehst die Messer fein zu schleifen. Wir werden es in der Kürze gebrauchen.“ Das „Sektionsbesteck“ hatte den Herrn Spender wieder in die raue Wirklichkeit zurückgeschleudert, er fuhr wieder mit beiden Händen nach dem Wagen und indem er den Sattel mit den Fersen bearbeitete, suchte er seine Artemisia zur Fortbewegung zu überreden, was denn auch nach einiger Anstrengung, und nachdem der Doktor mit dem Bambus nachgeholfen hatte, gelang. Ohne sich um die jungen Leute weiter zu bekümmern, und sie mit ihrem Erstaunen allein lassend, bewegte sich der Apotheker mit Artemisia der Heimath zu, und der Doktor, dem jungen Paare freundlich zuzukend, schritt ruhig an seiner Seite fürbaß. So kamen die drei glücklich zu Hause an. An der Apotheke verabschiedeten sie sich. „Morgen früh werde ich Ihnen den Wagen nebst Eingeweiden schicken,“ sagte der Doktor. Der Apotheker stöhnte laut und kletterte von der

Artemisia herunter, und flüchtete sich in sein Schlafzimmer, wo er seine Lebensgeister mit einer Unzahl Tassen Fliederthee, den er mit einer starken Zuthat von Kognak schmackhafter gemacht, zu stärken suchte.

Artemisia sank erschöpft auf ihr Strohlager, denn sie entsann sich nicht, jemals in ihrem Leben eine so große Strede Weges in einem Tage und mit solcher Lebhaftigkeit zurückgelegt zu haben. Doktor Gier setzte sich in seinem Studirzimmer in seinen Ledersuhl und trauchte eine Sieges- und Triumphpfeife um die andere.

Hedwig und der Nefse sahen in dem merkwürdigen Verhalten Herrn Spenders eine stillschweigende Erlaubniß, ihre interessante Beschäftigung fortzusetzen; sie erkannten eine Menge von Variationen zu dem ursprünglichen Thema, die musikalisch betrachtet, abwechselnd mit dolce, dolcissimo, passionato, lamentabile, oder con affetto zu bezeichnen gewesen sein würden, und nachdem endlich bei sinkender Sonne das Finale erreicht war, da rief der musikalische Nefse da capo dal segno! und das ganze Konzert wurde noch einmal durchgemacht. So wurde es Abend als die jungen Leute sich mit einem el Baggio trennten; der Nefse eilte auf das Gut, dessen Verwalter er war, um die Arbeiten für den kommenden Tag anzuordnen, und Hedwig betrat klopfenden Herzens die Apotheke, denn unter gewöhnlichen Verhältnissen konnte sie einen sehr stürmischen Empfang erwarten.

Doch wie erstaunt war das Mädchen, als Herr Spender sie in der lebenswürdigsten Laune empfing; sie ahnte freilich nicht, daß diese Lebenswürdigkeit eine Art Verzweiflung war, in die sich Herr Spender nach und nach hineingearbeitet hatte. Nachdem der unglückliche Apotheker sechs Tassen Thee mit Kognak getrunken hatte, ohne eine besänftigende Wirkung zu verspüren, so trank er jetzt den Kognak ohne Thee, und hatte sich auch bereits in eine läche Galgenhumor-Stimmung hineingerunnen.

„Der Doktor Gier ist doch ein lebenswürdiger Mann,“ sagte er mit einer etwas glückseligen Stimme, „ha, ha, ha! sehr lebenswürdig, in der That. Man muß doch gleich den Jungen hinschicken und fragen lassen, wie dem Herrn Doktor der Abendspaziergang bekommen.“ Daß der Apotheker bei dieser fürsorglichen Nachfrage die allerdings sehr schwache Hoffnung hegte, der Doktor könne möglicherweise durch einen Schlagfluß unschädlich gemacht worden sein, konnte die erstaunte Hedwig allerdings nicht ahnen. Wie wuchs aber das Erstaunen des Mädchens, als der Vormund ihr mit seiner kühnernen Hand freundlich grinsend in die Wangen kniff, und sagte, oder vielmehr bellte, denn er schlen an jedem Worte ersüßen zu wollen: „Und der Nefse, he? Ein — ein — ne — netter Junge! Was? Will ihn nächstens einmal zum Mittagessen einladen! Brö! — Und nun gute Nacht, mein Mä — mäuschen. Der scharfe Nit hat mich ermüdet. Gute Nacht!“

Als der Apotheker allein war, warf er sich in den Kleidern auf's Bett, presste seinen brennenden Kopf zwischen den Händen und stöhnte laut. Kein Schlaf senkte sich auf seine brennenden Augen, und abscheuliche Phantasien marterten sein Hirn.

„Ein Mensch tobt durch deine Leichtfertigkeit — habgier mochte er sich nicht sagen — und du, der reiche Apotheker Spender, vor aller Welt daselbst als Todtschläger! Es ist zwar nur ein Bauer, aber in unsern aufgeklärten Zeiten wird ein Bauer gerade behandelt wie Unferens!“ In den kurzen Pausen des Halbschlummers träumte er sich vor dem Sektionsstisch, und er sah sein starres Opfer dort liegen, mit aufgeschnittenem Bauche, der Doktor wühlte in den Eingeweiden, und der todt Bauer schrie: „Strychnin! Strychnin!“ Auch der Doktor schrie: „Strychnin! Strychnin!“ und hielt triumphirend des Bauern Wagen in die Höhe.

„Auch: „Strychnin! Strychnin!“ schrie jetzt auch der Apotheker und fuhr aus seinem Halbschlummer auf. Der unglückliche Spender hielt es nicht mehr länger aus, er sprang vom Bette auf mit dem verzweiflungsvollen Entschluß, zu dem Doktor zu gehen, ihm Alles zu gestehen und ihn auf das inbrünstigste anzusehen, daß er doch keine Untersuchung veranlasse und ihn unglücklich mache.

Es war ein trauriger Anblick, als in der stillen Nacht die Sterne mitleidig herabschienen auf die riesenhafte Filzschuhe und die gebrochene Gestalt, die feufzend durch die menschenleeren Straßen wandelte, um die Behausung des grausamen Doktors aufzusuchen. Die besten Vorsätze begleiteten den Apotheker, und sie wurden immer besser, je näher er dem Ziele seiner nächtlichen Wanderung kam. Beim Austritt aus seiner Offizin war er entschlossen, dem Doktor als Preis des Stillschweigens seine Freundschaft anzubieten, bei der ersten Straßenede steigerte sich der Preis schon bedeutend, und der Apotheker erwog den Gedanken, ob er den Doktor und seinen Neffen auf Morgen zum Mittagessen einladen solle. Beim Rathausbrunnen gestattete er bereits dem Neffen freien Eintritt in sein Haus, und als er endlich an der Thüre des Doktors angekommen war, hielt er eine Verlobung des Neffen mit seinem Mündel nicht für ganz unwahrscheinlich. Hätte der Doktor nur noch eine einzige Straße weiter entfernt gewohnt, so wäre der Neffe wahrscheinlich jetzt schon ein glücklicher Gemann gewesen.

Der Apotheker zog mit bebender Hand die Glocke, sie gellte schrill durch die stille Nacht aber nichts regte sich in dem Hause. Er drückte auf die Thüre, sie gab nach, das Haus war offen geblieben. Auch das Studierzimmer des Doktors war ungeschlossen, von seinem Insassen keine Spur vorhanden, und auf den lauten Ruf des Apothekers gab nur die Kuckuckuhr Antwort, die eben 10 Uhr schlug. „Am Ende ist der eifrige Mann in der Nacht noch abgereist, um bei Gericht die Anzeige zu machen,“ dachte der unglückliche Spender mit Schaudern. Einer Ohnmacht nahe sank er in den Ledersstuhl des Doktors und blieb gebeugten Hauptes und mit über den Knien gestalteten Händen dort sitzen.

Herr Doktor Hier hatte inzwischen auch keine angenehmen Stunden verlebt. Er hatte sich in sich selbst verrechnet und nicht bedacht, daß es keine Kleinigkeit ist, wenn man zeitlebens keinem Menschen ein Haar gekrümmt hat, plötzlich im sechzigsten Jahre ein unerbittlicher Richter des Unrechtes, ein heimlicher Beherrschter, eine Art Wüterich zu werden. Zwar hatte er sich im Vollgefühl seiner gestanzenen List in seinen Ledersstuhl nie-

bergelassen, in diesen verhöhnnten Ledersstuhl, den dieser schufstige Apotheker mit dem Prädikate „schmutzig“ zu belegen gewagt hatte, und seine erste Pfeife war eine wahre Siegespfeife und qualmte einen ganzen Himmel von Triumphwolken an die Zimmerdecke hinauf. Allein schon bei der zweiten Pfeife kamen ihm allerlei Bedenken, und die Wolken wurden dünner; bei der dritten Pfeife zogen sie nur noch wie Schäfchen an dem Plafond hin, und er stellte sich schon in eine Kategorie mit allerlei zweideutigen und übelberüchtigten Menschen, und die vierte Pfeife hatte er noch nicht halb zu Ende geraucht, als er sich bereits für einen ganz gefährlichen Intriganten hielt, der zum Wohle der Menschheit unschädlich gemacht werden müsse. Er erhob sich aus seinem Ledersstuhl, stellte — was in seinem Leben noch niemals passirt war —, seine erst halbgerauchte Pfeife in die Ecke



Einer Ohnmacht nahe sank er in den Ledersstuhl des Doktors.

und wandelte mit verschränkten Armen in dem dunkeln Zimmer auf und ab. „Was mag der arme Apotheker für Aengsten ausstehen; wie mag er sich auf seinem Lager wälzen; wenn nur seine Gesundheit nicht ernstlich gestört wird,“ dies waren die beunruhigenden Gedanken, die den guten Doktor quälten. „Er ist am Ende doch nicht so übel, der Mann, jeder Mensch hat seine Eigenthümlichkeiten, und was den Ledersstuhl betrifft, nun, so ein klein wenig schmutzig ist er allerdings, der alte Kerl. Er sah so verdorrt aus, als er von seiner Artemisia herunter stieg; Himmel, wenn er gar sich in der Verzweiflung ein Leib anthäte!!“

Dieser Gedanke trieb den Doktor den Angstschweiß auf die Stirne, rasch ergriff er Hut und Stock und eilte auf die Straße; er beschloß, unter dem Vorwande, sich ein Mittel gegen plötzlich eingetretene Zahnschmerzen geben zu lassen — „eine Lüge gebiert die andere,“ rief er sich strafend zu — in die Apotheke zu gehen, und Herrn Spender, wenn auch zunächst nicht weitere Aufklärung, doch das Versprechen zu geben, er werde den betreffenden Fall nicht zur Anzeige bringen, da er nachträglich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Bauer an einem einfachen und regelrechten Schlagflusse gestorben sei.

Ein verschlafener Junge, derselbe, welcher der Artemisia eingeheißt hatte, öffnete die Apotheke, und auf die Frage nach Herrn Spender erklärte er, ihn sogleich wecken zu wollen. Allein Herr Spender war nicht zu finden. Er, der nüchternste, solideste Mann, der abgessagte Feind alles Nachtschwärmens, war in tiefer Nacht außerhalb des Bettes und außerhalb des Hauses. Man wedte Hedwitz, aber auch sie wußte nichts, und ihr großer Schrecken steigerte noch die Angst des überbezahlten Rhadamanthus, der in tieffter Seele sein ungewohntes Richter-

amt verwünschte. „Am Ende hat er sich“ — und seine Phantasie malte nun auch ihm einen todtten Körper vor, den man aus dem nahen Flusse aufgefischt oder den man von einem Stricke abgesehritten und den er von Amtswegen zu seziren hatte. Tief seufzend warf sich der Doktor in den Lehnstuhl des Apothekers und gewährte keinen weniger traurigen Anblick, als der Apotheker in dem Ledersuhle des Doktors. So war denn das unerhörte, von keiner Menschenseele als möglich gezählte Ereigniß eingetreten, daß die beiden Feinde zu der ungewöhnlichsten Stunde in den feindseligen Sesseln sitzend sich gegenseitig auf das Allerinnigste herbeiwünschten.

Auch Hedwig schien das Eigenthümliche der Situation aufzufassen und trotz der Sorge um ihren Vormund konnte sie es sich nicht versagen, dem guten Doktor eine kleine Lektion zu geben.

Sie beugte sich über die Stuhllehne und sagte mit einem feinen Lächeln: „Und so gewiß ich niemals in des Apothekers Sorgenstuhl sitzen werde, so gewiß wird seine Mündel niemals meine Rechte!“ Der Doktor fuhr von dem Stuhle auf: „Mädchen, was ist das? Wer hat das gesagt?“

„Das haben Sie gesagt, lieber Herr Doktor; mir aber hat es Ihr Nefse gesagt, und — und jetzt sind Sie halt doch in meines Vormundes Lehnstuhl gefessen.“

„Blyhmädel,“ lachte der Doktor, der über dem Komischen der Situation auf einen Augenblick seine Sorge vergaß, „sollst ihn auch haben, den Jungen, ich will nicht mehr darüber sein, wenn nur der Vormund . . . Herrgott, der Apotheker! Wasch wirf deinen Mantel um, wir müssen den Alten suchen!“

Der Apotheker war inzwischen in dem Ledersuhle des Doktors vor Erschöpfung etwas eingenickt, und träumte eben, er säße in dem Armensünderstuhl vor dem Schwurgericht, und die Geschworenen hätten so eben das „Schuldig“ ausgesprochen, schuldig des fahrlässigen Tödtens durch Strychnin, da wurde er gewedt durch das rasche Öffnen der Thüre. „Gottlob, der Doktor kommt,“ seufzte der Apotheker, und eine jugendliche Stimme rief: „Guten Abend, Onkel, es litt mich nicht länger da draußen, ich mußte Sie heute noch sprechen.“

Herr Spender konnte in der Dunkelheit kaum eine männliche Gestalt unterscheiden, aber an der Stimme erkannte er den Nefsen.

„Wo Teufels stecken Sie denn, lieber Onkel? Hier steht man ja kaum die Hand vor den Augen! Ah, da sind Sie ja, in Ihrem schmutzigen Ledersuhle, wie der Pfastererschnitter Ihren Sorgenstuhl gekauft hat.“ Herr

Spender stieß einen Seufzer aus. Der Nefse legte die Hand auf die Stuhllehne und sagte: „Nun aber erklären Sie mir, lieber Onkel, der Apotheker war ja heute Abend ganz außerordentlich lebenswürdig: Was soll das bedeuten? Sollte der alte Giftmischer —“

„Giftmischer?“ stöhnte der Apotheker, „junger Mann, wer hat Ihnen gesagt . . . Es ist Verleumdung, ich ha — ha — habe . . .“

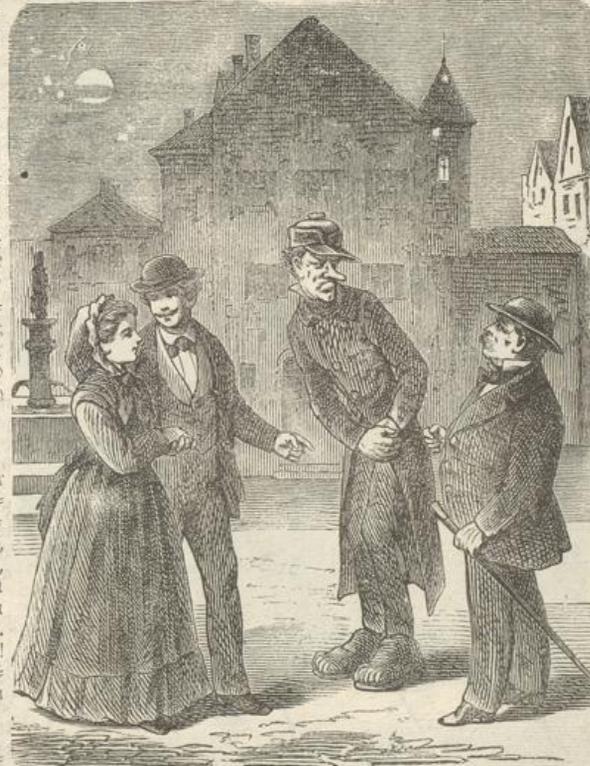
„Teufel!“ schrie der Nefse, „wen haben wir denn da. Laß doch sehen!“ Zu einem Momente hatte er mit seinem Streichfeuerzeug eine auf dem Tische stehende Kerze entzündet, und leuchtete mit ihr in das schreckensbleiche Gesicht des Apothekers. „Herr Spender?! Ja um Gotteswillen, wie kommen denn Sie hieher, und wo ist mein Onkel?“

„Würdiger, lebenswürdiger junger Mann,“ stotterte Herr Spender, „seit einer Stunde sitze ich hier und warte auf Ihren Oheim. Er ist doch um Gotteswillen nicht schon verreis? Giftmischer?! Lieber, guter junger Mann, wie kommen Sie zu dem häßlichen Worte? Ich muß, ich muß Ihren würdigen Oheim sprechen!“

„Was?“ sagte der junge Mann, ein Lachen unterdrückend, denn er ahnte etwas von einem Strafakt seines Onkels, „was? Sie sitzen schon eine Stunde auf dem Stuhle meines Onkels? Erinnern Sie sich noch?“ Und mit Pathos deklamirte er: „Wenn Sie mich einmal in dem schmutzigen Ledersuhle Ihres Onkels sitzen sehen, dann erlaube ich Ihnen, sich um meine Mündel zu bewerben!“

„He, Herr Spender, wie ist es nun? Hier ist der schmutzige Ledersuhle, Sie sitzen nach Ihrem eigenen Geständnisse seit einer Stunde darin, und hier sehe ich nun als rechtmäßiger Bewerber um die Hand Ihrer Mündel. Oder wie? Sind Sie etwa kein Mann von Wort? Dann, mein Herr, sage ich nichts weiter als: Kennen Sie Phosphor, mein Herr, kennen Sie Arsenik, kennen Sie Strychnin!“

Diesen giftgetränkten Schluß seiner Rede hatte der junge Mann in's Blaue hinein riskirt, weil er sich erinnerte, daß sein Oheim sein Strafgericht gegen den Apotheker mit diesen geheimnißvollen Worten angebeutet hatte. Die Wirkung auf den Apotheker aber war überraschend. Bei Erwähnung des „schmutzigen Ledersuhls“ war er in die Höhe gefahren, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Allein es war dieß nur ein letztes Aufstrecken des alten Hasses, und bei der giftigen Apoptrophe des Nefsen klappte der Apotheker zusammen wie ein Taschmesser und fiel in den feindseligen Ledersuhle zurück.



„Zum Verlobungessen, lieber Onkel,“ suchte der glückliche Nefse und führte die erdübende Hedwig dem erkannten Doktor entgegen.

„Alles was Sie wünschen, hochverehrter, würdiger junger Mann,“ söhnte der gequälte Pharmazeut, „meine Mündel, meine Artemisia, meinen Segen, alles, alles sollen Sie haben, nur schaffen Sie mir den lieben, guten Doktor zur Stelle!“

„Hurrah!“ rief der glückliche Nefse, und preßte Herrn Spender in seine Arme, daß die Knochen krachten. „Hurrah, Sie Perle aller Apotheker! Hedwig mein! Ihrer Artemesia und Ihres Segens will ich Sie nicht berauben. Und nun kommen Sie, jetzt wollen wir unsern Onkel suchen!“

Es war ein glücklicher Zufall, daß der Apotheker, der den Doktor suchte, und der Doktor, der den Apotheker suchte, mit ihrer Begleitung dieselben Straßen einschlugen und am Rathhausbrunnen zusammentrafen. Das Wiedersehen war ein tief ergreifendes. Der Doktor und der Apotheker schüttelten sich die Hände und der Doktor sagte: „Ich hatte schreckliches Zahnweh und wollte mir in Ihrer Apotheke ein Mittel holen; doch jetzt ist's vorüber, auch ohne Arzenci. Apropos, lieber Herr Spender, was den Bauern betrifft, so finde ich nach reiflicher Ueberlegung, daß der Antrag auf Untersuchung unbegründet wäre; ich werde die Sache fallen lassen.“ Un's Haar wäre der Apotheker dem Doktor um den Hals gefallen, doch beherrschte er sich und sagte: „Und ich, hochverehrter Herr Doktor, habe mich persönlich überzeugen wollen, wie Ihnen der Spaziergang bekommen, und mir die Ehre geben wollen, Sie und Ihren lebenswürdigen Nefsen auf Morgen zu einer Suppe einzuladen!“

„Zum Verlobungseffen, lieber Onkel!“ jauchzte der glückliche Nefse und führte die erstbende Hedwig dem erstaunten Doktor entgegen. „Ja was soll das, Junge? und Sie, Herr Spender?“ fragte der Doktor mit einem Blöde auf dem Apotheker. Dieser konnte keine Antwort geben, die Kehle war ihm wie zusammengeschmürt, er nickte blos zustimmend mit dem Kopfe und fuhr gleichzeitig mit beiden Händen nach dem Magen. „Nun denn,“ lachte Herr Gier, „so komme, mein Mädchen, und gib deinem künftigen Onkel einen Kuss; er hätte nicht Nein gesagt auch ohne den Lehnhstuhl beines Vormundes.“

Am andern Tage war das ganze Städtchen in Aufregung durch die Nachricht von der Verlobung der Mündel des Apothekers und des Nefsen des Doktors. Die Aufregung steigerte sich in bedenklicher Weise, als sogar Gerüchte von einem Verlobungseffen, das in der Apotheke abgehalten werden solle, in das Publikum drangen. Als aber der Zuckerbäcker Bidel die Behauptung aufstellte, der Apotheker habe eigenhändig für das Verlobungseffen bei ihm eine Torte bestellt, mit zwei sich schnäbelnden Tauben in der Mitte und einem „Bivat“ ringsherum, da wurde der Zuckerbäcker einfach als ein unverschämter Lügner verdammt. Und doch hatte Alles seine Richtigkeit, das Verlobungseffen und der Kuchen, und eine heitere Gesellschaft saß in dem Wohnzimmer des Apothekers beisammen, und die Büchsen und Flaschen in der Offizin schüttelten leise klirrend die Köpfe, denn so etwas hatten sie in diesen Räumen noch nicht erlebt. Eben war die bräutliche Hedwig im Begriff die Torte anzuschneiden, und der Doktor hatte eben sein Glas gefüllt, um auf das junge Paar einen Toast auszubringen, als der Apothekerjunge seinem Prinzipale ein kleines Packetchen brachte nebst einem Schreiben. Das Schreiben aber lautete also:

„Geehrter Herr! Da die Matten plötzlich und auf ganz unbegreifliche Weise aus meinem Hause verschwunden sind, erlaube ich mir das gefährliche Pulver uneröffnet in Ihre Hände zurückzugeben. Hochachtungsvoll
F. v. G.

Der Apotheker warf einen Blick um sich und steckte das Packet hastig in die Tasche, und holte tief Athem, wie Einer, dem eine große Last vom Herzen genommen ist. Der Doktor nippte lächelnd an seinem Weinglase. Der Lehrjunge aber, der inzwischen seine Blide förmlich in den Kuchen hineingebohrt hatte, denn er hatte dieses Backwerk bisher nur vom Hörensagen gekannt, erhielt nicht nur von Hedwig ein Stück Kuchen und vom Doktor ein Glas Wein, sondern auch von dem Apotheker einen blanken Sechser. Der arme Junge hatte in seinem Leben von seinem Herrn keine andern Beweise seiner Zärtlichkeit erhalten als Kopfnüsse, Ohrfeigen und ähnliche Obstarten, deßhalb wirkten aber auch der Kuchen, der Wein und namentlich der Sechser so überwältigend auf ihn, daß er in den Kuchen beißend und heulend auf die Straße ritt, um der Stadt das unerhörte Ereigniß zu verkündigen.

Vier Wochen darauf war der Nefse und die Mündel ein glückliches Paar. Der Doktor und der Apotheker aber wurden gute Freunde. Herr Spender soll durch den läuternden Einfluß seines neuen Freundes ziemlich anständig geworden sein. Nur das Wort „Strychnin“ konnte er nicht ertragen, er bekam gleich seine Magenkrämpfe. Diese verhängnißvolle Aufschrift wurde deßhalb auf der betreffenden Büchse vernichtet und durch die Bezeichnung „Krähenaugen“ mit einem Todtenkopf auf jeder Seite ersetzt.

Weltbegebenheiten.



Gottlob! Diesmal nichts von Krieg und Kriegesgeschrei. Die Weltgeschichte hat sich gewaltig angefreugt in den letzten zwei Jahren, ja man kann sagen, sie hat in Hembärmelein gearbeitet, und es ist ihr die verdiente Ruhe wohl zu gönnen. „Da habt

Ihr etwas!“ ruft sie den Geschichtsschreibern, Dichtern und Kalendermachern zu, und wirft ihnen die Jahre 70 und 71 hin, „da ist Arbeit für Euch auf Jahrhunderte, ich aber bin müde geworden von dem 24jährigen Blutgeschäfte, und nun seid so gut und laßt mich in Frieden für ein paar Jahrzehnten; ich will auch meine Erholung haben.“

Wie lange es der Weltgeschichte gegönnt sein wird, sich zu erholen, weiß der Hinkende nicht; seinetwegen mag sie ihr Nachmittagsgeschläfchen halten, und wenn sie das französische Triumphgeschrei über die Dreimilliarbenianleiße nicht aufrüttelt, er thut es gewiß nicht. Sieger zu sein ist eine schöne Sache, aber sie hat einen verdammt bitteren Beigeschmack, und wenn der Hinkende jetzt so vielen hinkenden Kollegen begegnet, mit einem Bein, oder mit gar keinem, da wird ihm doch ganz kurios zu Muth. und er macht sich allerlei Gedanken. Ja